Die Schuld der Väter

oder

Ist die gleichgeschlechtliche Liebe eine Sünde.

Roman

von

Hans Hermann.

Leipzig, [1897]
Verlag von Max Spohr.

Anna, ich sag es Dir, er mußte büßen für die Sünden der Väter," mit diesen Worten schloß Pastor Rehmann seine in aufgeregter Stimmung mitgeteilte Erzählung über das Begräbnis des Neffen, der im Spital zu Berlin gestorben war.

Man hatte noch in letzter Stunde von dem jungen Mann den Aufenthalt der Verwandten erfahren, den er mit Absicht verschwiegen, und sofort war Pastor Rehmann an das Krankenlager seines Neffen gereist, aber zu spät; er kam an das Bett eines Sterbenden, der bewußtlos dalag und hin und wieder Namen ausstieß, die dem Pastor ganz unbekannt waren. Kurz vor dem Ende schien Oswald Ringwaldt das Bewußtsein wieder zu kommen, er drückte dem Onkel mit der letzten Kraft eines Sterbenden die Hand und sagte: „Grüße Tante Anna — meine arme Mutter!"

Es waren schreckliche Stunden für Frau Anna gewesen; lange hatte sie nichts mehr von dem Sohn ihrer verstorbenen Schwester gehört, er war ihr von derselben sterbend an's Herz gelegt, sie hatte sich seiner angenommen, hatte ihn wie ihre Kinder gehalten, bis eines Tages ihr Mann telegraphisch in die Universitätsstadt gerufen wurde, und als er heimkehrte, ihr mitteilte: „Oswald ist von heute ab tot für uns, Du darfst mich nie wieder an ihn erinnern!" Kein Wort, keine Mitteilung weiter, keine Nachricht erhielt sie, soviel sie auch bat, so oft sie ihren Mann auch an das der Schwester gegebene Versprechen erinnerte, Alles umsonst.

Und jetzt saß sie allein, der Pastor war zu einer Kranken gerufen, das schreckliche Wort klang noch immer in ihren Ohren, „er mußte büßen für die Sünden der Väter!"

Was mochte Oswald gethan haben, was ihr Schwager und ihre Schwester, daß ihr Mann solch ein hartes Urteil fällte? Um jeden Preis mußte sie es wissen. Sie machte sich die heftigsten Vorwürfe, nicht mehr an Oswald geschrieben zu haben, aber der Pastor hatte so bestimmt es ihr verboten, nie wieder mit dem Neffen in Verbindung zu treten, bis er um Verzeihung bäte, daß sie es nicht gewagt hatte dem Verbote ihres Mannes entgegen zu handeln.

Und jetzt war es zu spät. Und doch hatte sie stets gehofft eine Nachricht von Oswald zu erhalten, sie hatte es gewünscht, wenn sie auch wußte, daß er einen eigensinnigen Stolz von seinem Vater geerbt, der ihn nie diesen Schritt hätte thun lassen.

Wie weit mußte Oswald gekommen sein, welche Sehnsucht mußte ihn ergriffen haben, daß er gewissermaßen noch in letzter Stunde den Aufenthalt seiner Verwandten verriet! Nein, es war ein zu hartes Wort von Seiten ihres Mannes.

Sie dachte an ihre beiden eigenen Kinder, die schon erwachsen augenblicklich bei den Freunden des Hauses auf dem Lande weilten. Was würde Hugo sagen, der besonders Oswald so sehr zugethan war, der es nie dem Vater verziehen, daß er solch eine Strenge walten ließ. Aus ihren Gedanken wurde sie geweckt durch die Klingel. Ihr Mann trat ein, ernst, aber nicht mehr so erregt und finster wie vorhin, es lag ein freundlicher Zug um seinen Mund. „Anna, die alte Jakob ist soeben heimgegangen, Du sorgst wohl in diesen Tagen für die Kinder, sie war ein braves, treues Weib, hätte doch Oswald solch einen Tod gesehen!"

Der Name „Oswald" ließ die Frau Pastor ganz erzittern, sie dachte kaum noch des Todes der Jakob, die sie so gut gekannt und für die sie so gern gesorgt in ihrer Krank-

heit. „Nein, Rudolf, Du darfst nie wieder so über Oswald reden, nie wieder meine arme Schwester auf eine solche Weise beschuldigen," sie stand ganz erregt da und fragte: „Rudolf, sag mir, was ist's mit der Sünde der Väter, weshalb mußte Oswald Ringwaldt büßen für die Schuld seiner Eltern?"

„Aber Anna, ich kenne Dich ja nicht wieder, ich wollte Dir ja nicht wehe thun; Du weißt doch, daß ich Allen verziehen habe, warum denn solch ein Ton?"

Frau Anna fiel schluchzend auf das Sopha nieder, sie reichte ihrem Manne die Hand, aber in ihrem Blick lag solch eine unendliche Wehmut, solch eine Trauer, daß der Pastor nochmals bat: „Anna, verzeih mir, ich wollte Dir nicht wehe thun!"

„Nein, Rudolf, das weiß ich, Du trägst mich auf den Händen und doch in gewisser Beziehung sind wir uns fremd geworden. Du warst und dachtest früher anders, Du standest größer vor mir da, freier, höher; erst seitdem wir in diese Stadt gekommen, seitdem Du mit Deinen Amtsbrüdern solch engen Verkehr pflegst, seitdem bist Du vielfach ein anderer geworden.

Früher waren wir allein, wir atmeten die freie Luft des Landes, Du hattest noch die freie Richtung, die Du als Kandidat in meinem Elternhause kennen gelernt. Und jetzt! Was hat meine arme Schwester gethan?

Daß sie sich mit einem Manne verheiratete, der in kirchlicher und politischer Beziehung freier war als Du; der, obschon ein Ehrenmann, dennoch durch die Geschäftslage gedrängt, spekulierte, und, da er vor dem Bankerott stand, sich das Leben nahm; ja das ist schrecklich, aber doch sollen wir verzeihen. Und Du, Rudolf, hast ihm damals nicht verziehen! Weißt Du noch, daß Du ihm das kirchliche Begräbnis verweigertest? Wir haben es alle, selbst die Schwester nicht übel genommen, da Du als Prediger nicht in eine gedrängte Lage später kommen solltest, weil es Dein Schwager war."

„Nein, Anna, ich durfte es nicht thun," erwiderte der

Pastor," ich durfte es nicht thun. Und wenn ich es vielleicht bei andern Gliedern der Gemeinde nicht verweigerte, hier mußte ich als Pastor handeln, dem nichts höher steht als seine Ehre."

„Und doch bat selbst der Gemeindekirchenrat wenigstens um ein Gebet," sagte Frau Anna erregt, „auch das lehntest Du ab."

„Jawohl auch das. Aber ich schämte mich nicht ihm die letzte Ehre zu geben: als Schwager habe ich Ringwaldt begleitet, habe den letzten Gruß ihm in das Grab gesandt, aber als Pastor durfte ich nicht mitgehen. Er war ein Selbstmörder, er hatte seine völlige geistige Selbstbestimmung und doch hat er Hand an sich gelegt."

„Aber Du kanntest die Verzweiflung, Rudolf, die aus seinem letzten Briefe sprach: das war die Sprache eines Verzweifelten, eines Armen, der sich und seine Ehre auf dem Spiel sah, der glaubte, man würde ihn des betrügerischen Bankerottes wegen anklagen. Und siehe das traf Alles nicht ein!"

„Nie hätte er seinem Leben selbst ein Ende machen dürfen," antwortete der Pastor, „nie sage ich; er mußte vertrauen auf seinen Gott, der ihm geholfen hätte aus seiner Not!"

„Und wenn er nun diesen Glauben plötzlich verlor, Rudolf, wenn er in seiner Angst keinen Ausweg sah; wenn, wie auch Dr. Müller es ja damals bestätigte, sein geistiges Bewußtsein geschwächt war, sollten wir dennoch das Recht haben Richter zu sein über einen Toten?"

„Die Kirche will es, die Ordnung der Kirche schreibt es vor, Anna! Du weißt, daß in unserer Zeit Zucht und Ordnung sich immer mehr lösen, es mußte sein, und ich würde es auch heute wieder thun, selbst wenn es mein eigener Sohn wäre."

Frau Anna schrie laut auf. „Um des Himmels willen, Rudolf, höre auf! Immer Deine Kirche, immer die Ordnung der Kirche, immer dieser enge Begriff „Kirche"; — so sprach sie sonst nie, aber heute drängten der Schmerz und die Er-

innerung an die geliebten Toten jegliche Rücksicht fort; heute stand sie vor ihrem Mann als dem Pastor und da mußte sie reden. „Wo hat sich Ordnung und Zucht aufgelöst, wo steht es geschrieben, daß man einen armen Verzweifelten selbst noch im Tode verachten muß? Ist das nicht noch der finstere Geist der sogenannten guten, alten Zeit? Nein, Rudolf, Vater sagte stets, die Aufklärung und echte Menschlichkeit bringt uns dem Bilde des großen Meisters von Nazareth viel näher als alles Dogmen- und Kirchentum! Und das ist auch meine Überzeugung."

Frau Anna ging hinaus und ließ ihren Mann allein, sie hatte noch Manches zu besorgen für den anderen Tag, wo man ihre beiden Kinder und den Freund Hugos, den Sohn ihrer Freundin erwartete.

In der Küche saßen Johann und Louise, die Dienstboten des Hauses, welche der Familie schon seit Jahren dienten und gewissermaßen mit dem Hause verwachsen waren. Sie waren vom Land mit in die Stadt gezogen, obschon es hier weniger Arbeit gerade für den Knecht gab. Lieber wäre Frau Anna jetzt allein gewesen, allein mit ihren Sorgen und ihrem Seelenschmerz, aber schon im Elternhause war sie gewöhnt sich schnell in Alles zu schicken und das Leben so zu nehmen, wie es ist. Ihr „guten Abend" klang zwar heute etwas matt, was die beiden Leute auch sofort bemerkten, jedoch wie immer war sie freundlich und bescheiden.

„Louise, wir müssen die Zimmer sogleich noch in Ordnung bringen", und „Johann, sieh einmal im Garten nach, ob kein Obst mehr unter den Bäumen liegt!"

Mit diesen Worten ging sie aus der Küche, um einige Augenblicke im Garten allein zu sein und sich zu fragen, ob sie auch wirklich nicht ihren Gatten beleidigt, ob sie auch an Oswald recht gehandelt? „Mit de Fru Pastern is wat, dat seg ick di, Luwise; dat is nich richtig; o, dat mot ick wirten," sagte Johann in seinem guten Plattdeutsch.

„Man soll nicht neugierig sein," antwortete Luwise, und

sich nicht in Sachen mischen, die eine nichts angehen, so sagte neulich der Herr Superintendent."

„Na, de olle Mucker," begann Johann, „bis du ook all in düse Sorte, de heef usen [ollen Paster ook all in de Leene, de mischkt sick in alles; wat em nich angeiht; de is Schuld, seg de Frau Pastern, dat de jungen Lüde us girgenöver ut en anner gohn moßten, de olle Mucker —"

Aber Louise ließ ihn nicht ausreden, „so darf man nicht reden, Johann, das ist nicht christlich!"

„Aber," jetzt fing auch er an Hochdeutsch zu sprechen, „aber unchristlich handeln, das ist erlaubt. Ja, wie haben sie an Oswald gehandelt, ich meine den Herrn Pastor und seine Amtsbrüder, die ihn dazu bewogen — un ick blief, wat ick bin, eenfach und slicht, ick bruk nich so vierl Sprüchelkes und Verskes, ick goh no de olle Mode, eenfach und slicht. —"

Louise ließ ihn nicht ausreden, sie ging in den ersten Stock, wo die Fremdenzimmer lagen.

Noch immer in sich hineinredend ging Johann in den Garten, wo er der Frau Pastor begegnete, die gerade im Begriff war in das Haus zu gehn, um die Fremdenzimmer zu besichtigen. „Frau Pastor, Sie sehen ja ganz blaß und traurig aus, was ist denn passiert?" fragte Johann — es klang das nur teilnehmend, denn so viele Jahre im Hause wohnend, betrachtete er sich als Glied der Familie — „ach Johann, Herr Oswald, unser Neffe ist plötzlich gestorben" — „wat," rief Johann, „de ist storven, de gurde Oswald, nicht mehr ist er zu uns gekommen; ja, ich habe es gleich gesagt, der Frau Pastor ist etwas Schweres begegnet. Sehr thut mir das leid; ja der eine muß früh in's Gras beißen, der andere spät. Wer weiß, wofür es gut ist? Wir wollen Alles in die Hände Gottes legen. Aber, warum mußte er so jung sterben?" Der Frau Pastor traten die Thränen in die Augen, sie ging schnell in's Haus, um die letzte ordnende Hand anzulegen.

Johann stand jetzt ganz allein sinnend da, er sah unter die Bäume, aber in seiner Verwirrung konnte er nicht sammeln;

er mußte sich auf die Gartenbank setzen. Die Nachricht hatte ihn zu sehr erschüttert, der Oswald war ihm so an's Herz gewachsen, er hatte die beiden Jungen heranwachsen sehen. Oswald war ja um einige Jahre älter als Hugo, aber diesen wilden Oswald hatte er ebenso geliebt wie den um vieles sanfteren Hugo. Wie oft hatte er sie auf seinen Knieen geschaukelt, wie hatte er sich mit ihnen getummelt, wenn die ersten Heuhaufen auf der Wiese lagen; mit welcher Dankbarkeit betrachteten sie ihn, wenn er ihre Blumenbeete umgrub und ihnen beim Pflanzen behilflich war!

Und dann, als Beide heranwuchsen, blieb das vertrauliche „Du“ unter ihnen, bis sie hinauszogen, der Oswald in die Universitätsstadt und der Hugo zu dem Bruder der Mutter, einem Großkaufmann in Hamburg. Aber stets gedachten sie des Johann, stets war für ihn ein Gruß bestellt und nun trat ihm das alles so lebhaft vor die Seele.

Nicht einmal einen Kranz hatte man von hier aus an Oswald geschickt; es war alles so plötzlich gekommen; wie, weshalb, das war ihm ein Rätsel. Es war ihm, als ob er einen Bruder verloren hätte.

Dort hinten im Garten befanden sich die drei Blumenbeete der Kinder, er mußte diese sehen; er hatte sie gepflegt, als schon längst die Erwachsenen sich nicht mehr um diese Beete gekümmert. Jetzt war's ihm, als sähe er die Kinder wieder spielen und tanzen um ihren kleinen Garten, es war für ihn eine Erinnerung an vergangene schöne Tage. Er dachte heute auch eines Tages, da der Vater ihm, dem kleinen Johann, ein Stückchen Land zum Bepflanzen gegeben. Fast kaum erinnerte er sich mehr der Mutter, die im Wochenbett des Jüngsten gestorben, als er eben 8 Jahre alt geworden, und ein Jahr darauf verunglückte der Vater, und er kam zu den Verwandten, bis er konfirmiert wurde.

Unwillkürlich hatte Johann weiter jedes Frühjahr die Beete umgegraben, stets mußten dieselben Blumen dort blühen, Schneeglöckchen und Primeln im Frühjahr, und jetzt grüßten

Astern und Balsaminen. So hatten es die Kinder gehabt, so mußte es weiter gemacht werden. Eigentümlich, wie ihn heute die Blumen anzogen, wie sie ihn grüßten, wie sie ihn erinnerten an das Mütterlein daheim und an die drei Kinder des Pfarrhauses! Es wurde ihm ganz eigen zu Mute; er pflückte einige Astern, um sie der Frau Pastor als Gruß vom Oswald zu überbringen.

Johann mußte lange dort gestanden haben, denn Louise rief ihn zum Abendbrot.

Dem Pastor und Frau Anna mußte es heute nicht so ganz besonders geschmeckt haben, sie waren beide schweigsam bei Tische gewesen. Außer dem üblichen kurzen Eingangs- und Dankgebet war nichts unter ihnen gesprochen. Es lag wie ein Druck auf ihnen, das merkte man ihren Gesichtern an.

„Anna", fing der Pastor an, „Du erwartest gewiß Auskunft von mir in Betreff Oswalds, aber um eins bitte ich Dich, erzähle nichts unseren Kindern über die Ursache der Entfremdung zwischen Oswald und uns, ich bitte Dich, gar nichts!"

Der Pastor setzte sich in den Lehnstuhl, Frau Anna konnte ihn nicht genau sehen, da der Stuhl nahe am Fenster stand, während sie im Sofa sitzen blieb.

Es fiel offenbar dem Pastor schwer nach der zu Mittag stattgefundenen Unterredung so ganz in der Nähe von Frau Anna zu sitzen! Er war traurig, daß keine Übereinstimmung zwischen seiner Frau und ihm herrschte; auch hatte ihn selbst, wie Frau Anna, der Tod Oswalds sehr ergriffen.

„Anna," begann der Pastor, „Du weißt, daß ich für Oswald so wie für unsere Kinder gesorgt, daß ich alles gethan habe in Betreff seiner Erziehung, was mir möglich war. Ich habe ihm die freie Wahl seines Studiums als Jurist gelassen, obschon sein Vermögen ein sehr bescheidenes, und ich wußte, daß wir helfen mußten und gern helfen würden! Aber —" hier hielt der Pastor einen Augenblick still, „aber, daß er unserer Familie, mir als Pastor so etwas anthun würde, das konnte

ich nie dulden, und wie er nicht folgte, mußte ich ihm einfach erklären, er dürfe auf keine Unterstützung von unserer Seite mehr rechnen."

„Hatte er denn kein Vermögen mehr, schon damals nicht," fragte Frau Anna bestürzt.

„Nur etliche hundert Thaler, die aber nicht hinreichten ihn ein ganzes Jahr noch zu unterhalten."

„Und was hat er gemacht, was hast Du gethan, Rudolf?"

„Sei ruhig, Anna, ich werde Dir Alles erzählen und dann urteile! Als Oswald sein Examen als Referendar bestanden, verkehrte er, wie Dir bekannt, wie als Student so auch als Referendar viel im Hause meines Amtsbruders Picer, der mit mir die Universität besuchte und dem ich Oswald empfahl. Picer schickte mir damals an jenem unglückseligen Dienstag die Depesche: ‚komm sofort, wegen Deines Neffen dringende Besprechung!'

Am Bahnhof holte mich Pastor Picer ab und teilte mir die Ursache der Depesche mit. Oswald sei unmöglich geworden in seinem Hause und auch sicher in dem unsrigen; der Enkelsohn eines evangelischen Predigers habe sich mit einer jungen Jüdin verlobt; das Verhältnis sei nicht ohne Folgen geblieben, er habe Oswald die dringendsten Vorstellungen gemacht, aber Oswald lasse sich nicht überzeugen, er stehe im Begriff das Mädchen zu heiraten.

Wir ließen Oswald in das Haus Picers kommen. Du weißt ja, wie er von jeher war, aufbrausend und wild wie sein Vater. Ich machte ihm die ernstesten Vorstellungen, erinnerte ihn an seine Mutter, die Tochter eines alten reformirten Predigers, an uns, unser Haus, nichts vermochte ihn von seinem Entschluß abzubringen.

Auf meine Frage: ‚Deine Braut wird doch übertreten?' antworte er: Nein, so lange sie nicht überzeugt ist, ganz überzeugt ist von der Wahrheit des Christentums, soll sie nicht ihren Glauben wechseln; übrigens ist meine Braut schon von Haus aus Anhängerin der jüdischen Reformgemeinde. Die

Kinder sollen die christliche Schule besuchen, so haben wir es ausgemacht. Meine Braut soll frei bleiben, bis sie selbst wünscht überzutreten.“

„Und die Trauung, Oswald! Weißt Du denn, daß kein evangelischer Prediger Euch trauen wird?“

„Dann bleiben wir ungetraut, die bürgerliche wird genügen.“

„Wissen Sie,“ fiel Picer ein, „daß Ihre Stellung, Ihr Beruf, Ihr ganzer bisheriger Lebenslauf vernichtet wird durch diese Verbindung?“

„Soll ich etwa das meiner Braut gegebene Versprechen nicht einlösen,“ erwiederte Oswald, „soll ich sie dasitzen lassen in Schande, mich nicht des Kindes annehmen? Nie werde ich das thun, ich werde thun, was ich gesagt habe. Vor mir bleibe ich ein Ehrenmann, vor meinem Gewissen stehe ich rein da; mag die Welt urteilen, wie sie will, ich werde versuchen mich durchzuringen!

„Nun denn, Oswald, so ziehe ich und zieht sich mein Haus von Dir zurück, giebst Du uns preis, so geben wir Dich preis, willst Du uns und unsere Kirche verleugnen, so schneidest Du das Band durch für immer, sage ich Dir, was Dich mit uns verbindet.“

Plötzlich wurde er weich, ganz traurig: „Onkel ich danke Dir und der Tante viel, sehr viel, Ihr habt für mich gesorgt wie ein Elternpaar seit dem Tode der Mutter, aber meine Ehre und mein Gewissen erlauben es mir nicht Euch hier zu folgen; meine Braut ist zwar Jüdin, aber sie ist ein braves, anständiges Mädchen, ein Mädchen von hohem idealen Sinn, das sich mir ganz hingegeben hat. Wenn ich meiner Braut das Wort bräche, wäre ich ehrlos; ich achte, ehre und liebe sie!“

„Nun Oswald, so sollst Du wissen, daß Dein Vermögen nur ein ganz bescheidenes ist, welches Deine Mutter Dir hinterlassen, ich habe es nie angetastet, sondern Dich wie unseren Sohn betrachtet. Die fünfhundert Thaler werde ich Dir in den nächsten Tagen senden, dann kannst Du handeln, wie es Dir beliebt, wir sind geschieden. Oswald setzte sich auf einen

Stuhl, er zitterte an allen Händen, er kämpfte in seinem Innern, das sah man ihm an, diese Mitteilung mußte ihn furchtbar erschüttert haben. „Onkel, verzeih mir! Ich danke Dir, aber ich kann nicht anders", mit diesen Worten wollte er das Zimmer verlassen, an der Thüre drehte er sich noch einmal um und fragte: „Onkel, darf ich an Euch, an Tante Anna schreiben?" „Nein," erwiederte ich ihm, „solange nicht, bis Du reumütig um Vergebung bittest!"

Der Pastor war ganz ergriffen von seiner Erzählung, er lehnte sich mit geschlossenen Augen zurück in den Lehnstuhl.

Frau Anna stand vor ihrem Mann hoch aufgerichtet. „Und Du, Rudolf, hast so gehandelt, hast mir erst jetzt das mitgeteilt, was Du sogleich hättest thun sollen. Oswald wäre nicht untergegangen, ich wäre zu ihm gefahren, hätte mich nach allem erkundigt, wäre versöhnend dazwischen getreten, vielleicht wäre Alles noch gut geworden."

„Nie hätte ich das gestattet," erwiderte der Pastor, der ebenfalls sich erhoben hatte, „nie —"

„Und wenn ich es dennoch gethan, hätte thun müssen?" —

„Anna, weißt Du, daß Du die Frau eines Pastors, daß Du meine Frau? —"

„Ja, das weiß ich, aber haben wir Frauen denn gar keinen Willen, haben wir denn gar keine Rechte, sind wir unfähig zu unterscheiden, was Recht und Unrecht? Und hier, war er nicht der Sohn meiner Schwester? Nein, Rudolf, mein Gewissen sagt mir, hier hätte ich handeln müssen, eine schwere Schuld drückt mich, daß ich es nicht gethan!"

„Diese Schuld nehme ich auf mich," Anna, „Du bist frei," sagte der Pastor.

„Ich spreche mich nicht frei, Rudolf. Das hat Oswald nicht verdient, daß wir ihn so preisgaben. Und was ist aus dem Mädchen, was aus dem Kinde geworden?"

„Das Mädchen soll," so teilte mir Picer mit, „bei der Geburt des Kindes gestorben sein; die Eltern haben das Mädchen

verstoßen, als sie sahen, daß Oswald nichts mehr besaß. Das Kind wurde einem jüdischen Erziehungshause übergeben.

„Und Oswald?" fragte Frau Pastor.

„Er war, nachdem wir uns und die Eltern des Mädchens sich von ihm zurückgezogen, durch seine Vermögenslosigkeit gezwungen, seine Karrière aufzugeben; seine Vorgesetzten und Kollegen ließen es ihn auch fühlen, daß er unmöglich geworden. Er mußte lange Zeit sehr sparsam leben, da die Stelle in dem Kaufmannshause ihm anfänglich wenig einbrachte, auch die Geburt des Kindes und der Tod seiner Braut ihn viel Geld gekostet hatten; seine Gesundheit mag dabei untergraben sein, denn es sind kaum 3 Jahre her, als ich die letzte Unterredung mit ihm gehabt habe."

„Und das nennst Du büßen für die Schuld der Väter?" rief Frau Anna laut. „Sind wir nicht hier die Schuldigen, haben wir nicht hier an unsere Brust zu klopfen? Hätten wir ihn nicht verlassen, Oswald wäre heute noch am Leben! Sie konnte nicht weiter reden, die ganze furchtbare Schwere dieser drei Jahre, die Oswald durchlebt, trat plötzlich vor ihre Seele, wir sind schuldig, wir werden büßen müssen für diesen Tod," schluchzte sie laut! —

„Anna, wir sind frei, wiederhole ich Dir noch einmal; es giebt Grenzen im Leben, wo man ein entweder—oder sprechen muß, wo man aufhört Verwandter zu sein, wenn die eigene Ehre auf dem Spiel steht! Und hier war es der Fall. Denke nur, was hätte die Gemeinde gesagt, wie hätten die Amtsbrüder, das Konsistorium geurteilt. Wir selbst wären unmöglich geworden."

Frau Anna stand wieder vor ihm. „Ist das, Rudolf, die Anschauung, die Du kennen gelernt in dem Hause meines Vaters, ist das der Geist der christlichen Liebe und Menschlichkeit, oder ist es nicht vielmehr Heuchelei und Menschenfurcht, Nachgeben gegen die Lüge, wie sie herrscht von oben herab bis unten in den Hütten unseres Volkes? Hat Oswald schlecht gehandelt, war er ein ehrloser Mensch? Nein, hier giebt es

keine Grenzen, hier kein entweder—oder; er hat gefehlt, aber er war kein schlechter Mensch, er hat nicht ehrlos, sondern brav und echt menschlich gehandelt. — Und wäre er schlecht geworden in dem Verkehr fern von uns, wäre es nicht unsere Pflicht gerade als seine Verwandten ihn wieder aufzurichten, ihn nicht zu verlassen, sondern Alles aufzubieten, ihm zu helfen, ihn zu uns zurückzuführen?"

Der Pastor wollte antworten, aber sie fuhr weiter fort: — „und hier steht Oswald rein da und wir sind die Schuldigen, das ist meine Meinung!"

Der Pastor mußte sich getroffen fühlen, eine Weile schwieg er, aber dann wiederholte er die Worte noch einmal: „Anna wir sind frei, und ich konnte nicht anders als Pastor handeln oder ich hätte mein Amt als Pastor niederlegen müssen."

„Dazu hätte Dich Niemand zwingen können, Rudolf; vor Dir und Deinem Gewissen wärest Du frei gewesen; Du hättest im Gegenteil wie ein christlicher Priester gehandelt, Du wärest der würdige Sohn meines Vaters gewesen! — Und hätte man Dich gezwungen, so wären wir nie in die Lage gekommen Entbehrungen und pekuniäre Sorgen kennen zu lernen, denn die Zinsen unseres Vermögens würden die Ausgaben unseres Haushaltes decken."

„Und unsere Kinder, wären sie nicht auch gedrückt durch diese Lage?" fragte der Pastor, „hätte man sie es nicht fühlen lassen, daß ich gezwungen war aus dem Amt zu scheiden?"

„Einerlei, hier gab es nur einen Weg, weiter so zu handeln und zu leben, wie wir es gelernt und geübt hatten oder uns beugen unter die Lüge und Rücksicht auf die Menschen — ich hätte das Erste gewählt und werde stets so handeln."

„Anna, denke doch, das Enkelkind Deiner Schwester, eine Jüdin!"

„Wer sagt, daß das Kind Jüdin geworden, erwiderte Frau Anna! Du hast mir ja berichtet, daß die Kinder nach christlicher Anschauung sollten erzogen werden."

„Und seine Frau?" fragte der Pastor.

„Oswald hatte Recht," entgegnete Frau Anna, „daß er sie nicht zwingen wollte zur Heuchelei. Sollte sie es etwa so machen, wie so manche Hohe, die um des Goldes oder der Ehren willen ihre Überzeugung verkaufen, die ihr selbst verdammt und verflucht als Abtrünnige und Heuchler? Und hier — heißt es nicht in der Schrift, daß das Weib geheiligt wird durch den Mann und umgekehrt der heidnische Mann durch das christliche Weib? War denn nicht der Gründer unserer Kirche, der große Meister von Nazareth ein Jude? Waren nicht die Apostel Juden? Warum hier dieser Fanatismus?"

„Anna, Anna, fürwahr Du bist die Tochter des freien, reformierten Predigers, diese Sprache ist ganz die Sprache Deines Vaters, das ist der Rationalismus, der die Kirche des Evangeliums zerstört und Rom den Weg frei macht in die Bresche, die dieser Rationalismus gelegt!"

„Ist das Deine Meinung, Rudolf? Kennst Du noch diese freie, reformierte Kirche, vor der Du eine so hohe Achtung hattest, von deren Predigern Du bekanntest, daß sie sich annähmen ihrer Gemeinden, mit und in den Gemeinden lebten und verkehrten, in die Häuser und an die Krankenbetten kämen? Diese Kirche, die ihre Armen, Witwen und Waisen unterstützte, die das freie Wort und die freie Überzeugung hochhielt, die nicht den ewigen Geist — der sich Gott nennt, — bindet an einen Altar oder an ein Haus, die Kirche, die vor Allem uns Christum predigt als den Ersten der Brüder, als den Anfänger und Vollender des Glaubens?" —

„Anna, Du weißt, wie weit man gekommen gerade in der reformierten Kirche mit diesen Anschauungen, wie Entfremdung von der Kirche und Glaubenslosigkeit eingerissen; nein wir müssen fest stehen, fest halten am Alten, mag auch Manches bei näherer und tieferer Betrachtung weniger glaubwürdig uns erscheinen, die Zeit will es, daß wir fest halten, soll die Religion nicht ganz verloren gehen!"

„Schreitet Ihr nicht fort auf dem Wege," antwortete Frau Anna, „den Euch die Reformatoren gewiesen, auf dem Wege

der freien Uberzeugung und der freien Forschung; darf Euer Gewissen sich nicht mehr frei fühlen, sondern ist es gebunden an solche Forderungen, dann allerdings sind wir auf dem Wege der Reaktion, dann wird ein Teil unseres Volkes gottlos, frei von diesen herrlichen, köstlichen Lehren des großen Nazareners und der andere Teil, er wird aus Furcht vor dieser Freiheit selbst seine Freiheit verkaufen."

„Anna, wir kommen nicht zum Ziel heute, wir müssen ein anderes Mal über diese Sache noch reden. Ich bitte Dich nur, predige so etwas nicht unseren Kindern; sonst stehen auch sie in Gefahr zu fallen! Es ist übrigens schon spät, die Leute sind schon schlafen gegangen, die Abendandacht wird ein jeder von uns still verrichten. Gute Nacht, Anna, schlaf wohl!"

„Rudolf, noch ein Wort! Willst Du, daß Deine Kinder jetzt keine Klarheit erhalten, daß sie später im Leben entweder heucheln oder uns verleugnen? Denke: „Alles, was nicht aus Überzeugung geschieht, das ist Sünde!" Schlaf wohl!"

Der neue Morgen, es war Mittwoch, sah Frau Anna schon früh in der Küche, aber es wollte Alles nicht so recht ihr von der Hand gehen. Wie hatte sie sich gefreut auf die Rückkehr der Kinder und den Besuch des Sohnes ihrer besten Freundin! Der Tod Oswalds und besonders die letzte Unterredung mit ihrem Mann hatten ihr heute alle Fassung genommen, sie war heute gar nicht mehr dieselbe muntere und heitere Frau Pastor. Louise hatte es sofort gemerkt, als sie der Frau Pastor bei ihrem Eintritt den guten Morgen bot. Vor Schreck ließ sie den Deckel fallen, den sie gerade vom Heerde genommen.

„Aber Frau Pastor, was fehlt Ihnen denn heute? Sie sehen ja so bleich und angegriffen aus, da werden die Kinder aber erschrecken; hat Sie der Tod Oswalds, von dem Johann mir erzählte, so sehr mitgenommen?"

Frau Anna mochte jetzt erst merken, wie sie aussehen mußte, die ganze Nacht hatte sie nicht geschlafen; im Schlafzimmer selbst hatte sie sich nicht im Spiegel betrachten wollen,

da der Pastor noch schlief, den sie nicht wecken mochte. Jetzt ließ sie einen Blick in den kleinen Küchenspiegel fallen, aber sie erschrak vor sich selbst; es schien, als ob sie um Jahre gealtert in der einen Nacht.

Das milde, helle Feuer ihrer blauen Augen war getrübt, ein schmerzlicher Zug hatte sich um ihren fest geschlossenen Mund gelegt. Das Gesicht sah in der That ganz bleich und angegriffen aus, nur die hohe schlanke, sonst ein wenig schon gebückte Gestalt schien heute gerade und aufgerichtet wie in jungen Jahren. — „Du hast Recht, Louise, ich will ein wenig in den Garten gehen, möchte auch noch einen Strauß des Willkommens für die Kinder und den Besuch pflücken, die frische Luft wird mir wohl thun."

„Die Schuld der Väter," sagte Frau Anna beim Auf- und Abgehen im Garten vor sich hin, „sollte es doch wahr sein, daß die Kinder büßen müssen für die Schuld der Väter? Aber Oswald hatte doch keine Schuld; nein er hatte keine Schuld, er war leichtsinnig, schwach in einer Stunde, aber hatte er solch' schwere Strafe, solch' eine Leidenszeit verdient? Ob auch Martha und Hugo einmal werden büßen müssen für die Schuld der Väter?

Entsetzlich jenes Wort der Bibel! Ist es nicht vielmehr das Vorurteil, die Konvenienz der Lüge, der Oswald zum Opfer fiel?" Frau Anna wurde aus ihrer Betrachtung durch ein Wagengeräusch gestört, ihr war es, als ob der Wagen vor dem Pfarrhause Halt machte. Und richtig, es dauerte auch nicht lange, als plötzlich zwei Arme sich um ihren Hals schlangen, an ihrer Brust lag Martha, ihre einzige Tochter, ihr den Mund mit Küssen bedeckend.

Die Frau Pastor konnte erst gar keine Worte finden, so überrascht war sie durch den Willkommen ihrer Tochter, die erst zu Mittag erwartet wurde. Sie drückte innig die Tochter an sich, dann fragte sie, „aber Martha, wo sind Fritz und Hugo, Ihr wolltet doch zusammen kommen?"

„Ja, ja, liebes Mütterchen, ich werde Dir Alles erzählen;

die kommen beide morgen, mich hat man bei Behrens nicht mehr brauchen können, man hat mich fortgeschickt." Dabei lachte sie so schelmisch, daß Frau Anna verwundert sie ansah; ahnte sie doch gleich etwas, aber sie hielt es nicht für möglich, sie dachte gar nicht daran ihre Martha zu verlieren.

„Ich habe Dir Vieles zu erzählen, habe auch einen Brief von Fritz an Euch Beide mitgebracht, den giebst Du, bitte, dem Papa, wenn ich ihn begrüßt habe!"

Eben wollte sie ins Haus gehen, als der Pastor auf der Schwelle der Thür erschien.

„Mein Töchterlein, meine Martha!" — und schon war sie auf ihn zugeeilt und hielt ihren Vater umschlungen.

Die Ankunft der Tochter schien alles Dunkel verscheucht zu haben; auch seine Frau küßte jetzt der Pastor, es war wieder Sonnenschein geworden im Pfarrhause, nachdem die Tochter heimgekehrt.

Martha ging schnell ins Haus, der Mutter noch einen verständnisvollen Blick zuwerfend.

Frau Anna übergab ihrem Mann den Brief: „Martha läßt ihn uns von Fritz Behrens überbringen mit einem herzlichen Gruß an uns Beide!"

„Ja, aber Fritz und Hugo wollten doch auch heute kommen, wir erwarteten sie mit der Martha, es ist doch hoffentlich nichts besonderes vorgefallen?" Bei diesen Worten hatte der Pastor schon den Brief geöffnet, er überflog ihn nur und faßte dann die Hand seiner Frau: „Anna, Anna, der Fritz hält um unsere Martha an, was sagst Du, morgen schon kommt er, um unser Jawort sich zu holen! Du staunst ja gar nicht, Anna, wußtest Du es denn bereits?" Ein leises Lächeln spielte um der Pastorin Mund. „Nein, Rudolf, ich ahnte nur so etwas schon im vorigen Jahre, als wir bei Behrens auf einige Tage zum Besuche waren. Fritz war liebenswürdig wie immer, doch hielt er sich in unserer Gegenwart etwas zurück und besonders von Martha, was mir auffiel, zumal sie früher so ungeniert mit einander verkehrten."

„Und Du sagtest mir nichts davon Anna? Ei, ei, ihr Frauen seid doch aufmerksame Beobachterinnen.“

„Es war nur eine Vermutung, Rudolf; es war vielleicht nur so ein Wunsch von mir, weil ich mir es so oft gedacht und ausgemalt hatte, denn den Fritz halte ich für einen braven Menschen.“

„Ja, ja, das ist er,“ antwortete der Pastor; „ich denke wir Beide dürfen auf ihn als unseren Schwiegersohn stolz sein, wir wollen alle unsere Freunde zu diesem schönen Fest laden.“

„Wollen wir nicht von einer öffentlichen Feier dieses Mal absehen? Oswalds Andenken müßte es uns doch verbieten.“

„Aber, Anna, das wolltest Du unserer Martha, unserem Liebling anthun wegen des Neffen, des verschollenen? Ich denke wir werden überhaupt es keinem erzählen, vor Allem nicht Behrens, sie könnten Anstoß nehmen an Oswalds Leben.“

Der Pastor reichte seiner Frau die Hand, sie aber schlug nicht ein. „Rudolf, nie werde ich das erlauben; wir werden sowohl den Kindern als auch Fritz davon Mitteilung machen, er muß als Glied unserer Familie jetzt Alles wissen, er muß Anteil nehmen an unserem Leid wie an unserer Freude.“

Die Unterhaltung wurde unterbrochen, da Louise meldete: „Der Herr Superintendent ist soeben gekommen und wird sogleich in den Garten folgen.“ Picer war nämlich vor zwei Jahren an eine Kirche der Stadt gewählt worden und war seit einem halben Jahr Pastor primarius, mit welcher Stelle in der Regel zugleich die Superintendentenwürde verbunden war.

„Guten Morgen, Frau Schwester, guten Morgen, lieber Bruder! Wir hatten gestern Abend noch Vereinssitzung und hatten Dich sicher erwartet, es waren köstliche Stunden, so ganz der Sache des Herrn gewidmet, warum kamst Du denn nicht?“

„Ich kam gestern von einer Reise zurück und hatte mit meiner Frau Verschiedenes zu besprechen, zumal wir morgen noch Marthas Bräutigam erwarten.“

„Nun denn meinen herzlichsten Glückwunsch, meine Lieben; möge der Herr den Bund segnen! Und wer ist Euer Schwie-

sohn?" — „Fritz Behrens, der Sohn meiner Jugendfreundin," antwortete Frau Anna!

„Sieh da, Herr Behrens! Nun eine gute Partie, reiche Leute sagt man, aber etwas sehr für das Weltliche, sie haben sich keinem der Vereine dort angeschlossen, berichtete mir der Amtsbruder auf meiner Visitationsreise."

„Nein, lieber Bruder, das weiß ich, nahm jetzt der Pastor das Wort, aber überall helfen sie, wo sie können, die Behrens. Ich kenne sie jetzt seit 30 Jahren, als Frau Behrens noch Braut war und in der Nähe meines Schwiegervaters wohnte; sie sowohl wie ihr Gatte sind brave Menschen. Übrigens wozu auch all' diese Vereine in unserer durch und durch evangelischen Gegend? In den gemischten Bezirken lasse ich mir das gefallen, da sind sie oft nötig, aber hier, sie rufen nur künstlich den Zwiespalt hervor."

„Lieber Bruder, also Du bist ein Gegner unserer Vereine, ein Gegner der Frommen und Gläubigen im Lande, wo es so Not thut die Sache des Herrn zu verteidigen!"

„Niemals bin ich Euer Gegner gewesen," antwortete Pastor Rehmann, „ich lasse jeden ziehen und rate keinem ab, aber auch keinem zu. Wollen wir Vereine, Gemeinschaft, dann gehen wir ja in die Häuser unserer Gemeinde, kommen in unseren Gottesdiensten zusammen; wir könnten ja Vorträge meinetwegen halten für die ganze Gemeinde und große Gemeinde-Abende einrichten, wo alle sich zusammenfinden."

„Jawohl, lieber Bruder, alle bei Bier und Cigarren nicht wahr? Da würde es schöne Gelage geben, nein, die Sache des Herrn wird da nicht gefördert!"

„Na, Picer, thue nur nicht so heikel. Warest doch früher ein ganzer Studio, sahst doch damals es als keine Sünde an, wenn wir vergnügt zusammensaßen beim Glase Bier und unsere Lieder sangen!"

„Ja, gottlob wir leben in ein anderen Zeit. Du siehst, was sie gesäet hat diese liberale, gottlose Zeit!"

„Hat sie nicht auch uns gesäet und sind wir solch schlechte

Früchte?“ fragte Pastor Rehmann. „Wozu denn all diese Vereine? Unser Vaterland krankt an einer großen Vereinskrankheit, an der es noch zu Grunde geht. Nur die Vereine sind gut, die das Wohl des großen Ganzen im Auge haben, die anderen Vereine fördern nur ihre Interessen und ein jeder solcher Verein ruft neue Gegenvereine hervor.“

„Aber, lieber Rehmann, in der Kirche, in der Sache des Herrn ist es doch etwas anderes, die Vereinssache!“

„Deine Ansicht teile ich da nicht, Picer? Haben wir nicht Vereine für die Kranken, für die Armen, für die Gefangenen, für die Gefallenen, die Waisen, ja solche Vereine unterstütze auch ich, aber niemals die, in denen geistlicher Hochmut und Selbstdünkel wie in den Klöstern großgezogen wird, die da meinen, sie seien besser als die, welche nicht den Vereinen angehören. Mögen die jungen Leute überall zusammengehen und sich nicht trennen; mögen sie sich freuen in ihrer Jugend, wie es der Jugend geziemt, sonst züchten wir Heuchelei — die Jugend will nun einmal Jugend sein!“

Frau Anna hatte Wein und Gläser bestellt, sie hatte nur einen Teil des Gesprächs mit angehört, aber sie sah es den Gesichtern der Herren an, wie sie gesprochen, heute wollte sie keinen Zwiespalt. Sie bot den Herren ein Glas Wein. Der Pastor reichte dem Superintendenten die Cigarre.

„Na, Kinder, wir wollen nicht mehr streiten, es lebe das Brautpaar, das Glück des Hauses segne der Herr!“ Der Superintendent hatte sich bei diesen Worten erhoben, er trank das Glas aus, dann sagte er: „Da werden auch wir wohl zur Verlobung eingeladen als alte Freunde des Hauses, nicht wahr, Frau Schwester?“

„Sie sind uns Freund, Herr Superintendent,“ antwortete Frau Anna, „und uns immer willkommen, wenn auch unsere Ansichten verschieden sind in manchen Punkten, aber eine Feier werden wir nicht veranstalten, unser Neffe Oswald ist gestorben.“

Der Superintendent wollte etwas erwidern, aber er schwieg, er wußte ja nicht, wie Pastor Rehmann heute über Oswald

denken mochte und Frau Annas Ansicht kannte er, der Superintendent hatte des Herren Wort wohl gelesen: „Seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch, wie die Tauben!"

„Ja, was meinst Du denn, lieber Picer zu dem, was meine Frau sagte? Wir hätten uns bald gezankt wegen dieser Feier, die ich so gern zu Ehren der Brautleute veranstaltet hätte."

„Aber, Frau Schwester, Sie werden doch nicht die Sache ihren Neffen betreffend neu aufrühren wollen? Denken Sie nicht an die Gemeinde, an den Skandal, den dieser Fall hervorrief? Nein, wir müssen Alles vermeiden, um nicht der Sache des Herrn zu schaden. Oswald hat gebüßt für die Sünden der Väter!"

„Herr Superintendent, Sie gehen zu weit! Oswald Ringwaldt brauchte nicht zu büßen für die Sünden der Väter! Er war ein braver Mensch, wenn er auch vielleicht darin leichtsinnig war, daß er sich in einer schwachen Stunde hinreißen ließ. Was mir mein Mann erzählte, kann ihn meinem Andenken nur noch teurer machen. Übrigens denke ich, der Tod sühnt alle Schuld für die Toten, denn sie finden ihren Richter dort oben, aber nicht für die Lebenden, wenn sie schuldig waren an der Schuld dieses Armen, und wir können uns in diesem Fall nicht ganz frei sprechen. Ich denke, wir sind Christen und dürfen nie jemanden verstoßen, so lange er ehrlich und anständig ist, und ist er gefallen, so sollen wir ihn aufrichten, denn wer da stehe, sehe wohl zu, daß er nicht falle!"

Picer stand auf, er wollte sich empfehlen, es mußte ihm gewiß so Manches einfallen, was er gesagt und gethan, hatte er doch bisweilen die Hand im Spiel, wenn Zwiespalt herrschte in den Familien. Ja, man sagte sich, daß er sogar einige Male zur Scheidung geraten dieser fromme Superintendent. Frau Anna reichte ihm die Hand. Der Pastor begleitete den Superintendenten in's Haus, wo sie noch weiter bei einem Glase Wein die Sache Oswalds besprechen wollten.

Am anderen Morgen herrschte große Freude im Pfarrhause. Fritz Behrens und Hugo Rehmann waren schon am frühen Morgen gekommen und hatten den jüngeren Bruder von Fritz, Hermann Behrens mitgebracht, der erst gestern von der Universität nach bestandenem Doktor-Examen zurückgekehrt war.

Fritz Behrens hatte gestern noch das Jawort durch Telegramme erhalten und heute Morgen waren schon Glückwünsche von den Verwandten Behrens eingelaufen, die Alle des Pastors Töchterlein kannten und ihm sehr zugethan waren. Man mußte ihr aber auch gut sein der Martha; glich sie äußerlich mehr dem Vater, so hatte sie von der Mutter die schönen Augen geerbt und vor Allem, sie spiegelte ganz das Bild der Mutter wieder — frisch und ungeziert, überall im Hause helfend, die Mutter auf den Gängen zu den Kranken und Armen begleitend, das Haus erheiternd durch ihren Gesang, war sie der Sonnenschein des Pfarrhauses, der Stolz und die Freude der Bekannten, ein gern gesehener Gast in jedem Hause der Gemeinde. Man kannte sie überall als Marthel und sie ließ es sich auch gefallen, wußte sie doch, daß es eitel Liebe war. Und nichts Hochmütiges hatte sie diese große, schöne Marthel, die stets ein freundliches Wort hatte. Und ob er glücklich war, der Fritz Behrens? Man brauchte ihn nur anzusehen, er strahlte ordentlich vor Freude und Stolz, wie er den Arm jetzt um sie legen durfte und sie küßte.

Er war jetzt 28 Jahre alt, war Jahre lang auf großen Gütern thätig gewesen, um demnächst die große elterliche Besitzung zu übernehmen. Er paßte aber auch zu seiner Marthel, nichts von dem Affigen und Gedrechselten hatte er an sich, was man oft heute bei den Landwirten findet, wenn sie einige Semester studiert haben und erst recht, wenn sie Reserveoffiziere geworden sind. Er war hinaus gegangen, um zu lernen, er hatte gelebt, wie jeder junge Mann leben muß, wie die Jugend sein soll, heiter und ohne Sorgen.

So lange Du so sein kannst, sei und bleibe so, hatte der

Vater gesagt, die Sorgen kommen schon von selbst! Es war so garnichts Philiströses in dem Behrens'schen Hause; man gab sich, wie man war. Auch Frau Behrens war immer die einfache schlichte Gutsbesitzersfrau geblieben, obgleich sie an Bildung des Verstandes wie des Herzens viele ihrer Nachbarinnen überragte. Wenn auch der alte Herr Behrens oft aufbrauste — und er konnte sehr heftig werden, besonders wenn man ihm widersprach; fühlte er sich doch als Autorität im Hause und wollte in seinem Hause diese überall geltend wissen, -- so war das Einvernehmen zwischen beiden Gatten dennoch ein überaus herzliches und inniges.

Es war so ein altes deutsches Haus, da kannte man nichts von sich bücken und beugen nach oben oder wohl gar vor den sogenannten Herren „von" in der Nachbarschaft. Der alte Behrens wußte, daß er seine Pflicht stets erfüllte und nichts war ihm widerlicher als Schmeichelei und Heuchelei — „gerade aus, stets gerade aus," das ist meine Losung gewesen, so pflegte er zu sagen. Und so handelte er sowohl denen gegenüber, mit denen er tagtäglich umging als auch im Verkehr mit seinen Bekannten und in der Gesellschaft.

Der alte Behrens hatte gerade nicht viel Freunde, das durfte man dreist behaupten, auch unter den Pastoren galt er als ein freisinniger Mann und oft schon hatte er einen Auftritt in der Gemeinde gehabt, wenn der Pastor etwas durchsetzen wollte, ohne sich um die Gemeinde zu kümmern. Aber die ihn recht kannten, den alten Behrens, die sahen voller Ehrfurcht und Liebe zu ihm hinauf, er hatte Freunde, auf die konnte er sich verlassen, das wußte er.

Und gab es etwas, wo man Opfer bringen, wo man helfen mußte, wo Niemand Zeit hatte, da hatte der alte Behrens Zeit, und war es selbst das ärmste Weib im Dorf, er stand ihr zur Seite, wenn sie kam; er gab, wenn sie es nötig hatte.

In dieser Luft waren sie beide aufgewachsen die einzigen Söhne des Hauses, Fritz und Hermann, die sich äußerlich sehr ähnlich waren, beide groß und kräftig gebaut, beide gewöhnt

an eine strenge, doch wiederum auch freie Erziehung. Die zwei Brüder waren sich einander herzlichst zugethan, es gab nichts in ihrem Leben, wovon nicht der eine den andern unterrichtete; sie standen, als sie fern vom Hause waren, in eifriger Korrespondenz und eine große Liebe besonders zur Mutter verband das Brüderpaar.

Als Hermann den letzten Brief vom Fritz erhalten, in dem ihm derselbe von der Liebe zu Martha Rehmann und der bald bevorstehenden Verlobung Mitteilnng machte, da war es Hermann ganz eigentümlich zu Mute; es war ihm, als ob durch die Verlobung eine Trennnng zwischen ihnen Beiden entstanden, er fühlte instinktiv, daß der Bruder ihm das nicht mehr sein würde, was er ihm war. Es lag auch ein Brief der Mutter bei; selbst der Vater hatte, was er selten zu thun pflegte, einen eigenhändigen Gruß darunter geschrieben; alle drei waren voller Freude und hofften bestimmt, Hermann würde kommen; er möge nur das Examen unterbrechen, ließe der Vater sagen. So etwas hatte Hermann noch nie vom Vater gehört, sonst hielt gerade der Vater streng darauf, daß er nie zu spät in die Universitätsstadt fuhr oder zu früh in die Ferien kam; ja in den letzten großen Ferien durfte er nur auf einige Tage daheim bleiben, obschon er sich so gern an der Jagd beteiligt hätte, weil der Vater gewünscht, daß er in den Kliniken auch während der Ferien arbeite.

Man wußte es allerdings nicht zu Hause, daß er so schnell fertig sein würde; er hatte vorgestern die letzte Station absolviert und konnte nun als fertiger Arzt sich vorstellen. Die Freude der Eltern war eine überaus große; es schien, als ob das Glück des Hauses keiner Steigerung mehr fähig. Die Wünsche der Eltern waren erfüllt, beide Söhne gesund und am Ziel, beide wohl geraten und in geachteter Stellung, dazu der Älteste Bräutigam einer Braut, die sich die Eltern schon

lange als Schwiegertochter gewünscht hatten. Nur schien es der Mutter, als ob ihr Hermann oft in einer gedrückten Stimmung sich befinde, das Mutterauge hatte sofort bemerkt, daß ihrem Sohne etwas fehle; sie teilte auch ihrem Manne diese Bemerkung mit, der meinte: „Hermann ist wohl etwas angegriffen, nervös nennen es die Professoren und Ärzte, sonst fehlt ihm nichts, schau ihn doch an, wie blühend er aussieht! Mache Dir doch keine Sorgen, jetzt wollen wir uns freuen!“

Frau Behrens gab sich nicht zufrieden, noch spät am Abend fragte sie Hermann: „Bist Du nicht wohl, freust Du Dich nicht über das Glück Deines Bruders; weshalb bist Du so traurig, obgleich Du heiter zu sein scheinst?“

„Nein, liebes Mütterchen, sei unbesorgt! Mir geht es gut und weshalb sollte ich mich nicht freuen über Fritzens Verlobung, da doch Marthel uns allen wie eine Schwester schon vorher so teuer war? Es ist nur eine Folge der Anstrengung der letzten Tage, bald werde ich wieder der alte sein.“ Frau Behrens lächelte. Er schlang seinen Arm um den Hals der Mutter, er drückte und küßte sie so innig, daß sie ihn ganz bewegt ansah. „Mein guter, lieber Hermann, möchte es doch immer so bleiben!“

„Ja, mein Mütterle, möchte es doch stets so bleiben! So lange ich Dich und den Vater habe, werde ich ja glücklich sein können, aber dann?“

„Aber dann?“ fragte Frau Behrens. „Du wirst doch dem Fritz folgen, wirst uns auch eine Tochter in's Haus bringen? Wir ziehen dann zu Dir in die Stadt, zu meinem Liebling.“

„Laß gut sein, Mutter! ich bin ja erst eben fertig, wozu diese Eile?“

So waren sie gestern Abend geschieden und heute morgen hatte er die Mutter nur kurz begrüßen können, aber es war, als ob Frau Behrens wieder hätte sagen wollen: „Möchte es doch immer so bleiben!“

Hätte die Mutter ihn jetzt gesehen, dann hätte der Vater gesagt, siehst Du, Louise, wie Recht ich hatte, es ist nur so

etwas nervöses, so etwas von der Anstrengung der letzten Wochen.

Hermann sprudelte ordentlich über vor lauter Freude und Ausgelassenheit.

Der Pastor hatte das Brautpaar begrüßt und auch ihn eingeschlossen, „von nun an auch Sohn des Hauses!“

Wie gewandt, mit welcher Beredsamkeit feierte der Doktor in seiner Erwiderung das Pfarrhaus und seine Bewohner, selbst Hugos gedachte er mit solch herzlichen Worten, daß Marthel scherzend bemerkte: „Schade, daß nicht einer von Euch ein Mädchen ist, sonst könnten wir sogleich ein zweites Brautpaar hochleben lassen“, welche Bemerkung Hugo erröten ließ; sodaß Martha schnell das Glas ergriff und lächelnd sagte: „Ein Hoch den beiden Brüdern und ihren zukünftigen Bräuten!“

Man stieß gegenseitig an, selbst der Pastor und seine Frau mußten lachen, auch Hermann und Hugo lächelten, als sie sich ansahen; Hermann faßte Hugo's Hand, Beide sahen sich in's Auge und instinktiv folgte dem Blick ein Kuß.

„Ein Bruderkuß!“ rief Fritz.

„Jawohl, wir wollen treue Freundschaft halten, nicht wahr, Hugo?“ „Gewiß, das wollen wir,“ antwortete Hugo; die Zwei sind zusammen; wir haben beide, Du den Bruder, ich die die Schwester verloren; jetzt müssen wir Bundesbrüderschaft schließen.“

„Für's Leben?“ fragte der Doktor.

„Für's Leben, hier ist meine Hand, Hermann!“

„Was für elegische Träume träumt Ihr da, Ihr beiden Sausewinde“, sagte der Pastor, „Euch hat wohl Bachus etwas zu stark zugesetzt? Ich denke, wir brechen auf, nicht wahr, Anna? Der Tag ist so wunderschön heute, so ein rechter Herbsttag, der heute unsere Feier verschönt.“

„Wir wollen den Kaffee im Garten trinken dort in jener Lindenlaube, wo Ihr Euch zuerst gesehen.“

„Weißt Du es noch Fritz, es war vor 15 Jahren, als ich hierher berufen wurde und Deine Mama uns mit Euch Beiden

besuchte? Ja, ja, das waren noch andere Zeiten, da wäret Ihr alle drei noch klein, wer hätte das damals gedacht?"

„Ob ich es weiß, lieber Vater, ob ich es weiß; damals wollte ich nicht mit den Kleinen spielen und Martha wurde tief traurig, ich faßte sie dann und küßte sie und sie sagte darauf: „Gelt, jetzt ist alles wieder gut!"

Dabei sah er seine Braut schelmisch an und drückte sie innigst an sich.

„Aber wo ist denn Oswald geblieben, Euer Neffe, der doch mit Martha und Hugo hier erzogen wurde?"

Ein dunkler Schatten überflog des Pastors Gesicht und die Frau Pastor hielt die Hand vor ihre Augen.

„Über Oswald wollte ich nachher mit Euch reden im Garten; ich bin vorgestern aus Berlin zurückgekehrt, wegen Oswald hatte ich die Reise unternommen. Doch nun eine kleine Pause; dann auf Wiedersehen im Garten!"

Es war eine aufgeregte Szene der Erzählung des Pastors gefolgt; besonders Hugo hatte die Nachricht von dem Tode seines besten Jugendfreundes tief erschüttert; auch der Doktor zeigte tiefe Teilnahme, während das Brautpaar ganz ruhig den Worten des Pastors zugehört hatte; es war eben von dem Glück der jungen Liebe ganz erfüllt, es dachte in diesem seligen Traum nur an sich und seine eigene Zukunft.

Noch vor wenigen Wochen hätte Martha ganz anders diesem Ereignis gegenübergestanden. War ihr auch Oswald etwas fremd geworden, denn seit vier Jahren hatte sie ihn nicht gesehen, da sie über ein Jahr fern von der Heimat zur weiteren Ausbildung zugebracht hatte, ihr ganzes Wesen, ihr ganzes Ich hätte diese Mitteilung von dem trüben Geschick ihres Verwandten gewiß auf lange Zeit hinaus verwandelt.

Der Frau Pastor kam Martha ganz eigenartig vor, sie kannte ihr Töchterlein gar nicht wieder. Sollte es denn wahr sein, was sie noch gestern Abend gelesen, daß der Mensch im Grunde seines Wesens durch und durch ein Egoist ist; daß die Liebe zu einem Mann oder einem Weib Alles vergessen

lasse, selbst Vater und Mutter, Brüder und Schwestern; gehörte denn Martha auf einmal nicht mehr zu ihnen?

Jetzt sah sie das Brautpaar im Garten auf- und abwandeln; Fritz hatte seiner Braut eine Theerose gepflückt und sie ihr in's Haar gesteckt; sie scherzten sogar beide, während sie hier saß in ihrem Schmerz, in ihrer traurigen Erinnerung an das Elternhaus, die Schwester, Oswald!

Wie ist das Menschenherz doch so ein trotzig und verzagt Ding, ja es werden für Martha noch andere Zeiten kommen, wo das Leben in einer andern Gestalt sich ihr zeigt: möge sie jetzt ihr junges Glück genießen!

Frau Anna freute sich doch auch wieder, als sie sah, wie glücklich ihre Tochter geworden!

Möchte es doch immer so bleiben! hieß es nicht auch so in dem Liede, das sie vor einigen Tagen gelesen. Nein, es bleibt nicht so, das wußte sie, für sie war das Leben nicht mehr der Traum der Jugend.

O Traum der Jugend, glückliche Zeit,
Wie lehrst Du vergessen das Schwere!
Denk ich des Jugendtraumes so weit,
Wird's Herz wieder selig, das leere!
Ich sehe der Liebe höchstes Glück,
Traum der Jugend, kehre zurück!

Frau Anna mußte sich über sich selbst verwundern, sonst war sie gar nicht so träumerisch angelegt. Wie es nur kam, daß sie heute so wenig an die Wirklichkeit dachte, hatte sie doch ihren Gatten, ihre Kinder! Merkwürdig, seitdem sie das Wort aus dem Munde des Pastors gehört, das schreckliche Wort von der Schuld der Väter, seitdem war sie eine andere geworden. Sie hatte sich fest vorgenommen Alles zu thun, was in ihrer Kraft lag, um nach dem Wort des Herrn zu handeln und zu wandeln. Auch der Pastor war ja ein guter, braver Mann, das wußte sie; kannte sie ihn doch jetzt schon seit 24 Jahren; an ihnen würde es nicht liegen, daß ihre Kinder, ihre Lieblinge büßen müßten für die Schuld der Väter.

Aber, sie wagte es gar nicht zu denken, sollten denn die Großeltern? — Fort mit diesen bösen Gedanken, fort mit diesem furchtbaren Donnerwort! — ihre Kinder waren ja auch brav! Es liegt an den Menschen, an dem Haß und Neid, an der Lieblosigkeit und Selbstsucht der Menschen, so sagte sich Frau Pastor, die sind's, die den Menschen gegenseitig ins Unglück stürzen lassen. Der Herr ist barmherzig und gnädig und geduldig und von großer Güte und Treue!

Mit diesen Worten hatte der Pastor die Morgenandacht geschlossen; sie wollte sich gar nicht wieder des häßlichen Wortes erinnern, sie hatte es sich fest vorgenommen.

Eine Verlobungsfeier sollte nicht stattfinden. Alle hatten ihr beigepflichtet. Fritz war auch ganz damit einverstanden. Unter diesen Umständen würde für die Mama eine öffentliche Feier peinlich sein, meinte er, man könne ja in Behrenbaum in den nächsten Wochen eine Feier veranstalten, seine Eltern würden sich sehr darauf freuen, nur müsse die Feier am Sonnabend stattfinden, da seine Bekannten an Wochentagen keine Zeit hätten.

„Du kommst doch, Papa?“ hatte Marthel gefragt.

„Nein, meine Kinder, ich muß meine Pflicht erfüllen, ich muß daheim bleiben; am Sonntag darf der Pastor nicht fehlen.“

„Es wird mir und auch den Eltern sehr leid thun, wenn Du nicht da sein wirst, lieber Vater, denn Du weißt, wie sehr sich die Eltern auf Deinen so seltenen Besuch freuen!“

„Es geht nicht, lieber Fritz; es ist eine Collision der Pflichten und meine Pflicht gegen die Kirche ist eine höhere, diese geht vor, auch der Gemeinde wegen möchte ich nicht am Sonntag fern bleiben, um ja keinen Anstoß zu geben.“

Frau Anna hatte ihrem Mann still die Hand gedrückt; sie wußte, daß er nicht kommen würde, so sehr es vielleicht auch sein Wunsch war an der Feier teilzunehmen.

„Nein, liebe Anna, ich werde daheim bleiben, vielleicht komme ich noch am Sonntag Nachmittag, wenn es die Zeit erlaubt. Du weißt ja, wie Dein Vater in dieser Beziehung dachte.

Die Erinnerung an ihren Vater that ihr jedes Mal wohl. Das Andenken an ihre beiderseitigen Eltern wurde mit großer Pietät von beiden Gatten gepflegt und es verging kein Geburts- oder Sterbetag, an dem nicht mit liebevoller Erinnerung der teuren Toten gedacht wurde. Selbst ihre Kinder waren so vertraut mit dem Leben der Großeltern, daß man glauben konnte, sie hätten diese noch gekannt, obwohl sie sich derselben nur dunkel zu erinnern vermochten. Gewiß ein selten schöner Zug in dem Leben der Familie.

Die Verlobung hatte die Trauer um Oswald und die Erinnerung an ihn bedeutend geschwächt. Selbst Hugo, der zuerst von dem Schmerz des Verlustes überwältigt war, schien am Abend ruhiger geworden zu sein. Es mochte die lange Trennung von Oswald dazu beitragen oder vielleicht die enge Freundschaft, welche er und Hermann geschlossen? Nur einmal noch hatte er Oswalds gedacht, er hatte die Blumenbeete besucht, welche sie früher gemeinschaftlich gepflegt, hatte auch einige Blumen gepflückt, die er mitnehmen wollte, wenn er morgen das Elternhaus verlassen und über Berlin nach Hamburg in seine Thätigkeit fahren würde.

In Berlin sollte das Grab Oswalds besucht werden; Hermann wollte ihn nach Berlin begleiten, so hatte er versprochen, denn jetzt habe er vorläufig Zeit in Fülle und wolle sich nach bestandenem Examen erholen.

Der Abschied vom Elternhause war Hugo dieses Mal schwer geworden; er wußte selbst nicht, wie es eigentlich kam, zumal doch Hermann ihn bis Berlin begleiten wollte, wo sie gemeinschaftlich zwei Tage zuzubringen gedachten. Hermann wollte sich dort eine Wohnung mieten, die er zu Anfang des Wintersemesters zu beziehen hoffte, um noch 3 bis 4 Monate in den Kliniken praktisch zu arbeiten und dann eine Assistentenstelle zu übernehmen oder eventuell sich niederzulassen.

Die Mama und Martha hatten für Oswalds Grab Kränze gewunden; auch Johann und Louise baten ihn am Abschiedsmorgen einen Kranz mitzunehmen „für unsern lieben

Oswald", meinten sie, „wir haben ihn noch gestern Abend spät angefertigt, daß Sie nur gesund wiederkommen, Herr Hugo", sagte Johann, „jetzt haben wir nur mehr Sie!"

„Habt Ihr nicht für Oswald an meinem Bräutigam Ersatz", fragte Martha, „wollt Ihr dem nicht auch gut sein?"

„Gewiß, Fräulein Marthel". antwortete Johann, „wollen wir ihm gut sein dem Herrn Behrens, aber wir kennen ihn zu wenig, er ist ja erst seit vorgestern Glied des Hauses." Fritz Behrens, der ebenfalls diese Unterhaltung mit angehört, mußte lachen; es kam ihm zu komisch vor, wie die Glieder der Familie mit Johann und Louise verkehrten.

„Aber Marthel", sagte er nachher zu seiner Braut, „Du wirst als Frau Behrens auf Behrenbaum anders mit den Dienstboten umgehen müssen, sonst haben sie keinen Respekt!"

„Wie so denn, Fritz, sind nicht Johann und Louise auch Menschen? Wir sind unter ihren Augen groß geworden, sie sind gleichsam Glieder unserer Familie, es würde ihnen wehe thun, wenn ich anders mit ihnen spräche."

„Na, laß nur gut sein, mein Marthel, Du wirst schon von selbst Deinen Sinn ändern, wenn Du Herrin eines großen Gutes geworden bist und Menschen allerlei Schlages Befehle erteilen sollst!"

„Ich werde versuchen, auch in Behrenbaum die Menschen mit Liebe zu behandeln; Deiner Mama sagt man ja nach, daß sie von ihren Leuten geliebt und verehrt wird."

„Ja, Marthel, wenn der Papa nicht die nötige Strenge walten ließe, so ginge es auch nicht."

„Nun dann folgst Du, mein Fritz, dem Papa und ich der Mama, gelt?"

„Bist doch immer die liebe, herzensgute Marthel, wir werden stets einig sein, wenn auch einmal ein Wölkchen erscheint, das sehe ich; Du bist ganz wie Deine Mutter." Dabei faßte er sie und drückte einen Kuß auf ihren Mund.

„Um 3 1/2 Uhr werdet Ihr in Berlin ankommen", hatte die Mutter gesagt, „nicht wahr, Ihr besucht dann sofort das Grab

Oswalds? Die Kränze möchten sonst verwelken und bis jetzt schmückt noch kein Gruß von unserer Hand seine letzte Stätte, obschon Papa das Grab hat schmücken lassen. Ein Kranz aber von eigener Hand gewunden, gilt mehr als alle anderen, die Fremden flechten keine Grüße, keine Thränen hinein, aber diese Kränze senden dem teuren Toten unsere herzlichsten Grüße."

„Gewiß, Mama, mich selbst drängt es Oswald, sobald als möglich, zu besuchen. Warum mußte er so früh sterben, warum gerade jetzt, da er fertig war und die Früchte seiner Arbeit hätte genießen können?"

„Das sind Fragen, die wir nicht beantworten können", erwiderte Frau Pastor; „doch es ist Zeit, sage Papa Lebewohl!"

„Ich war schon beim Vater, er bat mich heute sehr früh zu kommen, da er noch einiges mit mir zu besprechen habe."

„Gewiß hat er Dich ermahnt, Hugo; der Vater meint es gut, folge nur seinen Lehren!"

Hugo lächelte, „Ihr meint immer noch, ich sei das Kind von früher, Mama, man wird älter und hat seine eigenen Anschauungen."

„Möchten sie stets die Deiner Eltern sein, mein Junge!"

„Ich werde stets der Sohn des Hauses bleiben, verlaß Dich darauf, teure Mutter, stets Euer, stets Dein Sohn!"

Der Frau Pastor wurde weich. „Leb wohl, mein Hugo, leb wohl, Hermann, grüße vielmals den Onkel, Hugo, in Hamburg, hoffentlich besuche er uns bald, sage ihm!"

Der Doktor und Hugo waren in Berlin „Bahnhof Friedrichstraße" angekommen und von dort aus sofort mit einer Droschke zum Friedhof gefahren. Lange standen sie schon an Oswalds Grab; Hugo hatte die Kränze auf das Grab gelegt, er mochte sich gar nicht trennen.

Hermann faßte Hugos Hand, er sah ihn fest an, dann sagte er: „ihm ist wohl, er hat ausgerungen; wer weiß, was uns Beiden noch bevorsteht?"

Ganz verwundert schaute Hugo ihn an, — „uns Beiden warum redest Du jetzt solches, Hermann, an dieser Stätte?“

„Weil ich Dich herzlich lieb habe und weil ich fürchte daß auch Du schwer wirst kämpfen müssen. Sieh, mein Junge, man bangt für die, welche man liebt, auch dann schon, wenn sie glücklich mit uns sind! Es ist nun einmal so im Leben, ich habe den Ernst des Lebens schon recht tief gefühlt.“

„Du, Hermann? Man nannte Dich doch immer den fidelen Studio, warest ja stets umschwärmt von allen Seiten und jetzt bist Du Arzt und wirst Dir bald eine Praxis gründen und dann heiraten!“

„Nie, Hugo, doch von dem ein anderes Mal. Meinst Du nicht, daß Oswald glücklich war?“

„Dieses Thema aber laß uns hier nicht erörtern, wir wollen in die Stadt zurückkehren und nachher die Frage besprechen!“

Schweigend gingen sie fort, Arm in Arm wandelten sie eine ganze Strecke, keiner unterbrach das Schweigen.

„Ein herrliches Paar, scheinen Brüder zu sein,“ sagte ein alter Herr zu seiner Begleiterin, „sind gewiß keine Berliner, scheinen von der Provinz zu kommen, so frisch und gesund sehen sie aus!“

„Echte Germanen,“ meinte die Dame, „beide fast gleich groß, aber Brüder scheinen sie mir nicht zu sein; sieh nur die Gesichtszüge sind sich nicht ähnlich!“

„Na, Du weißt alles besser; meinetwegen, dann sind es keine Brüder, aber prächtige, urwüchsige Gesellen!“

„Ereifere Dich doch nicht, Georg, Du bist immer noch nervös, Du mußt Dich schonen, sagte Dir gestern noch der Sanitätsrat!“

„Paperlapapp, Alles ist nervös heutzutage, Du. ich, Alle.“

„Ihr macht mich noch krank mit Euren ewigen Vorstellungen, jeder hat eine Krankheit, Du hast auch eine.“

Die Dame schwieg, hier kam sie nicht weiter, das wußte sie.

Hugo und der Doktor hatten im Voraus im Hotel ein

Zimmer bestellt, die Sachen waren ebenfalls hingeschafft, sie hatten also Zeit in Fülle für einen Spaziergang. Es war beschlossen am Abend das Deutsche Theater zu besuchen.

Der Doktor unterbrach das Schweigen: „Glaubst Du nicht, daß Oswald glücklich war, Hugo?"

„Nein, lieber Hermann, der Kampf war für ihn ein zu harter; von allen Seiten verstoßen, geächtet, selbst auf dem Krankenlager keine liebende Seele mehr um sich, er muß tief unglücklich gewesen sein."

„Und doch, Hugo, hat er die Liebe seiner Braut voll und ganz besessen, sie soll sich ihm ja ganz hingegeben haben wie er sich ihr; sie hat Alles verlassen um seinetwillen, er durfte sie offen seine Braut nennen, für sie eintreten, dieses Glück muß doch ein großes, ein schönes gewesen sein!"

„Aber von zu kurzer Dauer, Hermann! Nachher folgte eine desto herbere Enttäuschung."

„Aber über seine Braut hat er sich nicht getäuscht, Hugo, die hat ihre Liebe mit dem Tode besiegelt. Solch ein hohes Glück werde ich wohl nie kennen lernen."

„Weshalb Du nicht, Hermann? Hast Du denn nie geliebt?"

„Gewiß habe ich geliebt, habe sogar viel mit Frauen verkehrt, habe manche achten und schätzen gelernt, aber daß ich sagen könnte, ich hätte eine gefunden, die mir Alles sein könnte, mit der ich verbunden sein möchte durchs Leben — nein, so eine habe ich nicht gefunden, und finde sie nicht!"

„Du wirst sie finden, Hermann, jetzt wenn Du eine eigene Praxis Dir gegründet, da wirst, da mußt Du heiraten; ein Mediziner darf ja nicht unverheiratet bleiben."

„Und weshalb nicht? Teilst auch Du noch dieses Vorurteil, Hugo? Wird ein unverheirateter Mediziner in der Praxis nicht derselbe Gentleman sein wie der verheiratete?"

„Ja, gerade weil er unverheiratet ist, wird er manche heikle Punkte feiner und delikater behandeln als der verheiratete. Ein verheirateter Arzt glaubt oft vieles sich als verheirateter Arzt gestatten zu können, was ein unverheirateter nie thun

würde. Zudem kenne ich viele verheiratete Aerzte, die gerade in dem Punkte des ehelichen Lebens leicht denken, die ihre Liebschaft unter den Augen ihrer Frauen pflegen. — Das Verheiratetsein schützt in diesem Fall, es deckt vieles."

„Doch eine Frage, Hugo! Hast Du schon eine Flamme, die Dich begeistert?"

Hugo wurde verlegen; „ich, nein, ich bin ja noch jung, erst 22 Jahre alt, da denkt man an so etwas noch nicht."

„Du solltest an so etwas noch nicht gedacht haben, wer Dir das glaubt, Hugo?"

„Nun ja, getanzt haben wir, mein Freund Leo und ich auf manchen Bällen, wurden auch dann und wann bevorzugt von den Damen, habe auch hie und da so ein rotes Mündchen geküßt, habe mich auch gern unterhalten mit den Mädeln, aber ans Heiraten denke ich vorläufig nicht."

„Nein, das meine ich nicht, Hugo! Hast Du nie das Verlangen gehabt mit einem Mädchen allein zu sein, ihr anzugehören? Hast Du nie das Gefühl gehabt so einmal mit einem Mädchen vereint zu sein, wie Fritz und Marthel?"

„Nein, Hermann, solch ein Verlangen kenne ich nicht, wie gesagt, ich bin ja noch jung."

Der Doktor faßte Hugos Hand. „Sage mir einmal, mein Junge, möchtest Du stets bei mir sein? Glaubst Du nicht, daß eine Freundschaft, eine wahre, innige zwischen Dir und mir bestehen könnte für's Leben, wie Fritz und Marthel sie geschlossen?"

Hugo sah ihn betroffen an, plötzlich drückte er die Hand des Doktors und sagte ganz erregt: „Hermann, ich habe Dich sehr lieb, ich fühle so etwas zu Dir, wie vielleicht ein Mann zu seiner Frau, aber wir können ja nicht beisammen bleiben."

„Wenn auch nicht vorerst, Hugo, wir könnten es doch einrichten, daß wir in einer Stadt, in einem Hause zusammenwohnten. Ich zöge zum Beispiel nach Hamburg, ließe mich dort nieder, Du würdest zu mir ziehen, wir würden zusammen

essen, würden mit einander arbeiten, uns gegenseitig helfen in der Ausbildung und alles teilen — Leid und Freud —; würde das nicht herrlich sein? Denk Dir einmal so ein Zusammenleben, so ein Aufgehen des einen in dem anderen, so ein Leben des einen Freundes für den anderen, beide bestrebt zu helfen und überall das Gute zu thun!“

„Ja, Hermann, so etwas habe ich mir schon oft ausgemalt in stillen Stunden, wenn ich allein auf meinem Zimmer saß; da habe ich oft ein Heimweh gefühlt, kein Heimweh nach der Heimat, sondern nach einem Menschen, dem ich und der mir so ganz zugethan wäre.“ „Und wenn Du nun den in mir gefunden, Hugo? Wenn Du nun weißt, daß ich die innigste, freundschaftlichste Liebe für Dich hege, daß ich mit Dir vereint sein möchte durchs ganze Leben, wenn ich Dir sage, daß ich Dich liebe, wie ein Mann sonst ein Weib! — Du sagst nichts, Hugo, gar nichts? Du hast mich nicht lieb, verstehst mich nicht?“

„Ob ich Dich liebe, Hermann, fragst Du noch und Du siehst nicht in meinem Auge, wie ich fühle und denke, wie ich glücklich bin so einmal mit Dir reden zu dürfen, wie jede Faser meines Innern erregt ist! Und doch —“

„Und doch, Hugo?“

„Und doch, Hermann, drückt mich so etwas, beschleicht mich so ein inneres, dunkles Gefühl, als ob unser Glück nur von kurzer Dauer, als ob ein schweres Verhängnis über uns hereinbräche!“

„Aber weshalb denn solche Reden? Schlag Dir so etwas aus dem Sinn! Nur noch wenige Monate und ich bin bei Dir in Hamburg, das wird ein Leben werden!“

„Uebrigens sehen wir uns ja noch in den nächsten Wochen auf Behrenbaum, wenn die Eltern das Verlobungsfest Fritz und Marthel geben. Du wirst doch sicher hinkommen?“ — „Wenn es mir eben möglich ist, so komme ich; nun ich weiß, daß Du mir gehörst, Hermann, nun muß ich Dich sehen.“ — „Siehst Du, so gefällst Du mir, mein Junge: wäre nur erst die Zeit der

klinischen Kurse vorüber, daß wir für immer bei einander sein könnten!"

„Die Eltern wollen Dich gern nach Behrenbaum ziehen, Hermann; Dein Vater meinte, das Dorf sei groß genug einen Arzt zu ernähren, dazu die vielen Bauernschaften in der Nähe, wenn Du nur nicht unschlüssig wirst."

„Nie, mag der Vater noch so viel räsonnieren, hier gebe ich nicht nach, übrigens habe ich die Mutter auf meiner Seite, — „Es ist wahr, ich habe die Heimat lieb, unendlich gern bin ich in unserem schönen, deutschen Dorf. Wie habe ich mich stets gefreut auf die Ferien, kenne ich doch jeden Baum, jeden Strauch! Wie grüßen sie mich die Gärten und Wälder, wie der kleine Fluß mit seinen vielen Inselchen! Ich hatte es mir selbst so schön früher gedacht, einmal in der Heimat zu wirken, mit den Menschen zu leben, mit denen man groß geworden, aber jetzt, — nein, ich bin ein anderer geworden, ich würde mich fremd fühlen in der Heimat und doch zieht's mich mächtig wieder hin, aber — Du, Hugo, kannst nicht dort sein."

„Meinetwegen wolltest Du dieses Opfer bringen, Hermann, meinetwegen dem Wunsch der Eltern und Verwandten Dich widersetzen, nein das nehme ich nicht an, unter keinen Umständen!"

„Sieh, mein Junge, das verstehst Du noch nicht! In mir streiten zwei Gefühle, das eine zieht mich nach der Heimat, nach der Stätte der Jugend und des kindlichen Glücks, dem Elternhause, — und das andere, es ist das Gefühl der Liebe, der Sehnsucht, des innigsten, heißesten Verlangens nach Liebe, nach einem Menschen, dem ich und der mir Alles sein kann. Und diesem Gefühl steht das andere nach, diesem Zug des Herzens muß ich folgen oder ich gehe unter, ich verzweifle."

„Armer Hermann, was mußt Du gelitten haben!"

„Ob ich gelitten; unendlich gekämpft, gestritten, gelitten habe ich Tag und Nacht und Niemand hat es gesehen und Keinem durfte ich es sagen und Niemand verstand mich, aber jetzt ist Alles vergessen, jetzt Licht, Leben, jetzt habe ich Dich,

Du mein Einziger! Doch sieh, es ist die höchste Zeit, wir wollten ja das Theater besuchen! Ibsens Gespenster ist eigentlich ein etwas dunkles Gemälde, eigentlich nicht so passend für uns Beide an diesem Abend, aber das Stück zeigt das menschliche Leben in seinen schwarzen, tiefen, aber wahren Seiten und wahr müssen ja auch wir sein, wahr, rein und offen gegenseitig in allen Dingen, wenn anders unser Bund ein fester sein soll."

Das Theater war gut besucht, es wurde vorzüglich gespielt wie immer im deutschen Theater, nur waren die Plätze für die relativ hohen Preise miserabel, es ist eben noch eine Einrichtung in Betreff der Plätze, die an alte Zeiten erinnert.

Der Doktor und Hugo sprachen wenig mit einander, bisweilen wechselten sie einen innigen Blick, drückten sich gegenseitig die Hand, aber das Spiel und der Inhalt des Stückes nahmen ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch.

Als sie nachher im Restaurant beim Glase „Schultheiß" zusammensaßen, bemerkte Hugo, „es ist doch ein furchtbares Drama, was uns der Dichter hier entrollt. Dieser Oswald Alving mußte büßen für die Sünden seines Vaters, ist das nicht ein grausames entsetzliches Geschick? Dieser junge, talentvolle, strebsame Mann dem Wahnsinn verfallen wegen der Sünde seines Vaters!"

„Sprach nicht auch Papa gestern Nachmittag von der Schuld der Väter, die an den Kindern heimgesucht wird? Glaubst Du das, Hermann?"

„Du bist aufgeregt, mein lieber Junge, das Stück hat Deine Phantasie erhitzt. Gewiß müssen die Kinder oft büßen für die Schuld der Väter, schuldlos; das ist ein grausamer Gedanke, aber meiner Ansicht nach tragen hier weniger die Väter, der Einzelne Schuld als die ganze Zeit!"

„Wie willst Du das verstehen, Hermann? Hier war es doch das liederliche Leben Alvings, dem der Sohn zum Opfer fiel."

„Und doch war es auch hier wieder der Zeitgeist. Oswald

Alvings Vater durfte nicht wählen, er nicht, sie nicht nach dem Wunsche ihres Herzens, es war eine Convenienzheirat ohne Neigung, ohne Liebe, die ihn später die Fesseln zerreißen hieß; er lebte, wie es ihm gefiel.“

„Und nennst Du das nicht büßen für die Schuld seines Vaters?“

„Direkt nicht, indirekt, ja, Hugo! Sieh Dir an, wie ich sie so oft gesehen diese armen Wesen in unseren Spitälern, wie sie daliegen siech, elend, hülflos an Tuberkulose, Syphilis und Knochenfraß, weil sie nicht die nötige Pflege daheim, der Vater oder die Mutter belastet waren, teils die Krankheit geerbt, teils erworben durch die harte Not und Entbehrung, durch den Staub der Gruben und Fabriken, oder denke an die Wahnsinnigen, die den Wahnsinn erben von Geschlecht zu Geschlecht, von Kind zu Kind! Sollten diese Unglücklichen alle büßen müssen für schuldlose Schuld? Nein, das glaube ich nicht; das ist der Zeitgeist, dem diese Armen zum Opfer fallen, das ist das schreckliche Gesetz der Natur, dem noch kein Christentum bis jetzt abgeholfen, dem nur abhelfen wird die wahre, lautere, echte Menschlichkeit, frei von jedem Dogma, das geläuterte Menschentum, das ist das wahre Christentum!

Dann wird es sich ändern, wenn die Menschen — Alle — wieder Menschen werden, wenn ein jeder weiß, daß er nur Mensch ist; dann, wenn die Idee des wahren Menschentums alle durchdrungen, so daß nicht mehr geheiratet wird nach Klassen und Ständen, nach Geld und Ansehen, sondern wenn die erste Bedingung, neben der Neigung, ein gesunder Körper ist, und alle die nicht heiraten, die körperlich und geistig krank und elend sind. Dann wird es sich ändern, wenn ein jeder weiß, daß Verbrechen nur entstehen, durch Not und Elend einerseits getrieben — und andrerseits, wenn die natürlichen Schranken überschritten werden!“

„Man kann doch in der That oft verzweifeln, Hermann wenn man über diese Dinge nachdenkt. Als vorgestern der Vater dieses Bibelwort bei dem Tode unseres lieben Oswalds

erwähnte, da wurde mir ganz heiß und kalt, ich dachte darüber nach, ob auch ich einmal würde büßen müssen für die Schuld der Väter, oder wie hier Ibsen sagt, für den Zeitgeist, für die Schranken, die die Menschen sich selbst gesetzt in ihrem Wahn."

„Ein jeder muß büßen, lieber Hugo, so will es das Gesetz der Natur. Der eine trägt seine Buße tief im Innersten seines Herzens und der andere, dem ist das Kainszeichen von der Welt, von der Öffentlichkeit auf die Stirn gedrückt. Es sollte sich niemand rühmen und keiner sollte auf den anderen zeigen, sondern ein jeder sollte dem anderen verzeihen und helfen, einer den anderen aufrichten!

Doch wozu heute Abend uns diese Stunden mit solch ernsten Dingen noch erschweren, die wenigen Stunden, die uns Beiden geschenkt sind? Morgen Abend führt Dich der Zug wieder fort von hier, stoßen wir an, es lebe der Bund, den wir geschlossen!"

„Und keiner weiche", sprach Hugo! „Wie bin ich froh, daß ich Dich, Hermann, gefunden, nun erscheint mir das Leben in einer ganz anderen Gestalt! Ich möchte Dich gar nicht mehr verlassen."

„Würdest Du nicht mit mir nach Behrenbaum zurückkehren können und die wenigen Wochen, die ich bis zu den Kursen daselbst zubringe, mit mir dort verleben?"

„Ich darf es nicht, so gern ich es auch will. Du weißt, der Onkel ist gut, aber er ist streng im Geschäft; er hat mir den Posten des ersten Buchhalters übertragen, er würde mich, wo möglich, der Undankbarkeit zeihen, auch den Eltern einen Vorwurf machen, das möchte ich um keinen Preis!"

„Du hast Recht, Hugo, ein jeder muß seine Pflicht erfüllen. So leid es mir auch thut, Dich in Hamburg zu wissen; aber der wahre Freund entbehrt gern, wenn er weiß, es gilt das Wohl seines Freundes. Zum Fest jedoch mußt Du kommen, wir müssen uns sehen, ich selbst werde an den Onkel schreiben."

„Thue das nicht, Hermann, es möchte ihm auffallen! Schon der Verkehr mit Leo schien ihm nicht zu passen, obschon wir ganz anders standen als Du und ich. Ich habe Leo sehr gern, aber ein soches Verhältnis wie zwischen uns Beiden kann nur einmal existiren im Leben, nicht wahr?"

„Das ist auch meine Ansicht, ganz meine Ansicht, mein Junge. Ich sehe, unser Bund ist getragen von einer heiligen, echten Liebe, der Liebe, wie sie als die göttliche hohe gepriesen wird an den berühmten Freundschaften, wo einer dem anderen die Freundestreue gehalten bis über den Tod hinaus!"

„Wie man Alles vergessen kann in seinem eigenen Glück, Hermann, den armen Oswald, dessen Tod mir so sehr zu Herzen ging, das Brautpaar, die Eltern; an Alles haben wir heute so wenig gedacht!"

„Noch oft werden wir ihrer gedenken, heute laß uns uns selbst leben! Es sind solche Stunden so selten im Leben, wo man sich ganz leben kann, wo man Alles vergißt und gewissermaßen in die Flut der Ewigkeit hinabtaucht. Wer weiß, wie es sich ändern kann, übrigens dem Glücklichen schlägt keine Zeit!"

„Doch, doch, aber uns schlägt die Stunde, Hermann! Es ist schon nach eins, morgen früh wollen wir die Kliniken besuchen, sagtest Du, und dann noch einmal zusammen das Museum für Völkerkunde."

„Wie, schon nach eins? Dann allerdings wird es Zeit zum Aufbruch."

Am anderem Morgen zogen die beiden Freunde wieder los, Arm in Arm. Man sah es ihnen an, daß sie gute Freunde sein mußten; es lag ein Zug voller Freude und Glückseligkeit auf ihren Gesichtern, als ob sie die halbe Welt erobert. Und gewiß, ein jeder von ihnen hatte ja auch das hohe, das höchste Loos gezogen, ein Freund hatte den anderen gefunden, ein Menschenherz sich dem anderen erschlossen! Giebt es denn auf der ganzen weiten Welt etwas Schöneres als wahre, echte, innige Freundschaft?

Der Doktor konnte nicht genug die Fragen Hugos beantworten, früher hätten ihn die Kliniken wenig interessiert, aber jetzt mußte er Alles wissen, es kam ihm Alles so interessant vor. Zuerst hatten sie die Frauenklinik besucht, dann sahen sie eine Operation in der Chirurgischen Klinik.

Hugo wurde zuerst etwas merkwürdig, als er den berühmten Chirurgen das Messer führen sah, dann fragte er: „Möchtest Du nicht auch so ein Chirurg werden, Hermann?“

„Nein, ich werde am liebsten praktischer Arzt, da lerne ich Alles kennen, aber komm, laß uns gehn! Es scheint Dich doch etwas aufzuregen, Du siehst so einen Eingriff in den menschlichen Körper zum ersten Mal, es ist nicht zu verwundern!“

Es war Hugo recht, wenn er auch vielleicht gern das Ende gesehen.

„Doch recht aufregend muß solch eine Operation für den Chirurgen sein, meinst Du nicht, Hermann?“

„Nein, der Chirurg gewöhnt sich an diese, wie wir uns an das Krankenbett. Er darf auch nicht aufgeregt sein, sonst würde er nicht ruhig das Messer führen können. Ruhe und Sicherheit sind die wichtigsten Erfordernisse nebst der richtigen Diagnose für den Chirurgen.“

„Meinst Du denn, Hermann, daß er ganz gleichgültig und teilnahmlos ist bei einer so gefährlichen Operation, wie wir sie sahen?“

„Das ist etwas Anderes, mein Junge! Kein wahrer Arzt ist gleichgültig und teilnahmlos; ein jeder, der wirklich Arzt und Mensch ist, wird Alles daran setzen, das Leben seines Mitmenschen zu erhalten. Der Arzt ist in seinem Beruf der erste Diener der Menschheit, er fühlt und lebt mit seinen Patienten, aber Du darfst nicht vergessen, es ist sein Beruf, wenn auch ein hoher und erhabener.“

„Und doch giebt es, sagt man, gerade unter den Ärzten soviel Neid und kleinliche Habsucht, wie nirgends in einem Stande. Ich habe in Hamburg im Hause des Onkels einen

vielbeschäftigten Arzt kennen gelernt, der keinem seiner Kollegen etwas gönnte, ja die Besuche und Operationen umsonst machte, wenn er nur seine Kollegen zurückdrängen konnte."

„So etwas kommt in jedem Beruf vor, Hugo. Bei den Ärzten mag es teils von der Überfüllung des ärztlichen Standes herrühren, teils daher, weil ihr Beruf ein so öffentlicher ist, vielleicht auch daher, weil die meisten Ärzte nur ihrem Berufe leben und die Bildung des Herzens wie ihres ferneren bürgerlichen und wissenschaftlichen Lebens vernachlässigen. Es giebt aber gerade unter den Ärzten Männer, die, wenn sie wirklich im Leben stehen, unendlich viel Gutes gewirkt haben für die Hebung und Aufklärung des menschlichen Geschlechts."

„Und so einer wirst Du, Hermann; so einer bist Du, denn Du bist ein Mensch. Und ein wahrer, ein edler Mensch steht mir höher als alle berühmten Berühmtheiten des Jahrhunderts."

„Wirst Du stets so von mir denken, mein Junge, auch wenn man in der Welt ein anderes Urteil fällt?"

„Du zweifelst, Hermann?"

„Nein, Hugo, ich sehe es Dir am Gesicht ab, wie Du denkst; offen und treu wie Deine Augen, so Dein Ich und Dein Inneres! Es kann ja auch nicht anders sein, die Erziehung und das Vorbild der Eltern wirken nach bis in's späteste Leben."

„So habe ich es gelernt daheim", sagte Hugo. „Die Eltern waren stets offen und wahr. Lieber schweige ich, ehe ich heuchle, sagte Papa einmal zur Mutter, und ich, antwortete die Mutter, rede offen, ehe ich zur Heuchelei schweige."

„So ist es bei Euch, so wirds auch in unserm Hause gehalten; Du kennst ja meinen Vater, Hugo, er ist bisweilen derb und gerade aus, aber besser so als anders. Wir hätten uns übrigens nicht gefunden, so gefunden, wenn nicht gleiche Wurzeln, gleiche Ansichten in uns gelegt wären."

„Beide sind wir von alter, echter, deutscher Art; Westfalen sind unsere Eltern, westfälisch, sagte die Mutter, sei gleichbedeutend mit Ehrlichkeit und Offenheit, und westfälisch soll

gleich bleiben mit Treue und Mannesmut. Nichts auf der Welt ist mir widerlicher als Kriecherei und unnatürliches Wesen; wo die Etiquette der Gesellschaft und des Hofes gilt, da ist alles übertüncht und nichts ist echt und wahr."

„Wie Du redest, Hugo, ich bin ganz stolz auf meinen Jungen! So eine Sprache hätte ich Dir nicht zugetraut."

„Heutzutage lernt man so etwas schon, Hermann, ohne bei Hofe und in der Residenz gelebt zu haben. Wir haben in Deutschland so viele Fürstensitze und Höfe, daß man sich wundern muß, daß unser Volk nicht mehr byzantinischen Sklavensinn besitzt, und das Heer trägt mit dazu bei das wahre, das richtige Ehrgefühl niederzudrücken, denn dort darf Niemand frei seine Meinung sagen, oder er fliegt zum Teufel. Wie der Wind von oben weht, so beugen sie sich, wird's verlangt, heute nach Norden und morgen nach Osten."

„Du bist ja ein Demokrat und Du der Sohn des Predigers. Sei vorsichtig, Hugo! Hier sind wir überall von Spitzeln umgeben."

„Ist es denn nicht wahr, was ich gesagt habe? Man nennt unseren Staat einen christlichen, aber gab es im Heidentum mehr Sklaverei als bei uns? Dort waren wenigstens die Bürger alle Freie, aber bei uns hat man so viele Klassen und Kasten, soviele Stände und Rangordnungen geschaffen, daß man von einer Mißheirat spricht, wenn einer aus dieser Kaste ein Mädchen aus jener heiratet. Und das soll Christentum sein, wo alle Kinder eines Vaters?"

„Man sieht, Du hast in einer Republik gelebt, hast die freie Luft Hamburgs geatmet, es soll übrigens dort auch nicht viel besser sein als bei uns, dort herrschen die Patrizier, hier zum größten Teil noch der Adel."

„Du irrst, Hermann, der echte Hamburger ist Republikaner, er ist ein guter Deutscher, aber er kennt keine Unterordnung, keine Kriecherei, er ist sich seiner und seines Manneswertes bewußt. Allerdings ist das in den letzten Jahren auch anders geworden. Ein gewisser Mann hat doch Recht mit

seiner Behauptung: ‚unser deutsches Volk hat eine Bedientenseele‘; es will geknechtet und geleitet werden, es bedarf doch einer starken Dosis von Aufklärung, bis es frei und selbstständig wird.“

Der Anblick des Museums für Völkerkunde ließ plötzlich die Unterhaltung über soziale Punkte verstummen.

„Sieh einmal, Hugo, es ist doch viel geschehen in den letzten 30 Jahren in unserem Vaterlande und besonders hier in Berlin! Welch' eine Fülle von Arbeit, welch' eine Anstrengung und Aufwand von Wissen, welch' eine Masse von Kunst ist in den letzten Jahrzehnten hier aufgehäuft! Überall siehst Du neues Leben und überall zeigt sich die Macht des wiedererstandenen Reiches. Auch dieses Museum verdankt dem neuen Reiche seine Entstehung.“

„Wer wollte es leugnen, Hermann? Aber mehr muß gethan werden für das Volk, mehr für die Hebung desselben; die Kunst und ihre Schätze, die Bildung und das Wissen, die Schönheit und die Errungenschaften der Neuzeit, sie müssen Gemeingut werden des Volkes; denn alles gehört dem Volk. Es ist der Schweiß des Volkes, der es geschaffen und das Volk soll und muß in der That wie im alten Griechenland wieder ein freies, ein gebildetes werden!“

Sie waren im Museum angelangt, es waren nur wenige Stunden ihnen geblieben. Der eine machte den andern auf dieses und jenes aufmerksam.

An den Jahrtausenden zogen sie vorüber, alte und neue Völker, alte und neue Schätze, altes und neues Leben, die Entstehung, Blüte und Vergangenheit so manches Volkes zeigt sich hier in den stillen, weiten Sälen.

„Es ist doch eigentümlich“, sagte Hugo, „daß manches Volk schon vor Jahrtausenden seine Blütezeit gehabt hat, während unser Volk noch in Höhlen wohnte und auf der Bärenhaut lag.“

Und wieder ergriff der Doktor das Wort, daß manches Volk nicht aus den niedersten Anfängen herauskommt, und ist

es im Begriff sich zu erheben, schon seiner Vernichtung entgegen geht.

„Ich denke mir, die Völker wechseln mit der Natur? In unserem Vaterlande sollen Palmen und die Bäume der Tropen vor langer Zeit gestanden haben; wer weiß, ob nicht auch andere Menschen hier gewohnt haben, bis die Eiszeit alles vernichtet hat und neues Leben, neue Wesen allmählich sich gebildet haben.“

„Alles Entstehung und Vernichtung, das ist das Gesetz der Natur, das auch unser Gesetz, möchten die Menschen es mehr beherzigen! Sieh einmal, Hugo, diesen Laffen dort an, wie er sich ziert und streckt, vielleicht auch einer von den Auserwählten unseres Geschlechts! Diese Leute werden nie klug, auch nicht durch die Geschichte und ihre ehernen Thatsachen.“

„Schon ist es 3 Uhr und um 6 Uhr geht der Zug, laß uns schnell in ein Restaurant gehen!“

„Ist es Dir recht, Hugo, so führe ich Dich in den Franziskaner, habe so manchen Schoppen dort getrunken, eine fidele Kneipe, übrigens Alles famos dort!“

„Es ist die höchste Zeit, meine Herren“, mahnte der Kellner im zweiten Bogen, der den Doktor noch von der Studienzeit her kannte und dem er erzählte, daß sie um 6 Uhr fahren wollten! „Die höchste Zeit, die Droschke wartet schon.“

„Lehrter Bahnhof,“ rief der Doktor, und schon saßen sie im Wagen.

Die beiden Freunde hielten sich umschlungen. „Schon wieder von einander und so kurze Zeit erst vereinigt,“ sagte der Doktor. „Und doch bin ich glücklich, doch freue ich mich, denn ich weiß, Du gehörst mir, Hugo, wenn auch fern von mir!“

„Wohin soll ich schreiben, wirst Du noch einige Tage hier bleiben, Hermann?“

„Nein, mein lieber Junge, ich fahre morgen schon nach Behrenbaum, ich sehne mich nach Ruhe, um mit Dir mich unterhalten zu können, wenn auch nur durch die Sprache des Windes. Uebrigens hält mich hier nichts mehr in Berlin, es

ist alles reiner in Behrenbaum, nicht nur die Luft, Alles. Hier ist viel Schmutz."

„Den giebts überall, den giebts auch in Hamburg, Hermann!"

„Mich ziehts auch zur Mutter, zum Elternhause zurück. Mit der Mutter, dem Vater kann ich über Dich reden; sie kennen Dich, sie lieben Dich wie mich, wie ihren Sohn. Es werden ja die letzten Ferien sein, die letzte längere Zeit, die ich im Elternhause zubringe."

„Sei nicht traurig, Hermann! Ein neues Heim wollen wir uns gründen, all die Erinnerungen nehmen wir dann mit, Behrenbaum und das Pfarrhaus, sie werden uns immer vor der Seele stehen."

Man war am Bahnhof angelangt, es war in der That die höchste Zeit. „Ich werde eine Fahrkarte lösen, eile Du zum Zuge, Hugo!"

„Einsteigen," rief der Schaffner, „einsteigen in der Richtung Hamburg!"

„Hier, mein Junge, hier ist die Fahrkarte; das Gepäck ist ja schon im Voraus abgeschickt." „Nun leb' wohl, mein lieber, guter Hugo!" Die zwei Freunde hielten sich umschlungen.

„Leb wohl, Hermann," noch ein Händedruck, noch ein Abschiedskuß, und der Zug setzte sich in Bewegung.

Lange stand Hugo am Fenster, lange stand Hermann auf dem Bahnsteig, er konnte den Freund wohl nicht mehr erkennen.

„Mein Herr, es wird geschlossen, bitte, gehen Sie in den Wartesaal!" sagte der Portier.

Es war schon recht herbstlich geworden. Die Lindenallee, welche zum Gutshofe von Behrenbaum führte, hatte längst die Blätter verloren, die neue Saat bedeckte die Felder, neues üppiges Grün verhieß der sterbenden Natur wieder neues Leben und zukünftige Frucht.

Alle Hände waren beschäftigt auf Behrenbaum, galt es doch der Braut des jungen Herrn, der demnächstigen Herrin auf Behrenbaum das Brautfest bereiten! Morgen kam Fräulein Martha Rehmann offiziell als die Braut des Herrn Behrens und viele Gäste, Freunde der Eltern, entferntere Verwandte, Freunde der Söhne, alle hatten zugesagt. Das Fest mußte großartig werden. Herr und Frau Behrens hofften bestimmt, daß ihr Sohn Hermann sich auf diesem Feste verloben würde.

Der Doktor selbst hatte zwar immer nur gelächelt, wenn die Rede auf Anna Martens kam, die reiche und einzige Tochter des nächsten Gutsnachbarn, die er von Jugend auf kannte und mit der er immer sehr befreundet gewesen.

Als er von Berlin zurückkehrte und bei Martens einen Besuch gemacht hatte, war er auffallend liebenswürdig aufgenommen; Anna Martens hatte sich lange, wie früher auch, mit ihm unterhalten, das vertrauliche „Du" aus der Kinderzeit war beibehalten, es war ihm auch an ihr weiter nichts aufgefallen; nur die Eltern waren viel zuvorkommender als sonst.

„Hermann," sagte der alte Martens, „Du mußt hier bleiben, hier Dich als Arzt niederlassen, Dein Vater war ganz meiner Ansicht; Du bist ein Sohn unseres Dorfes, bist ein gewissenhafter, braver Mensch, das Dorf allein könnte Dich schon in der Praxis ernähren, dazu die große Nachbarschaft! Ja, ja, wir werden es schon ins Blatt rücken lassen," meinte Herr Martens, übrigens ein braver und tüchtiger alter Herr, mit dem der alte Behrens auf sehr vertrautem Fuße stand. Die Beiden hatten schon lange den Plan unter sich abgeschlossen, Hermann und Anna zu verheiraten.

Und in der That, es wäre ein prächtiges Paar geworden.

Der Doktor schien auch auf die Idee eingehen zu wollen.

„Zuerst will ich noch einige Monate mich in den Berliner Kliniken weiter praktisch ausbilden," erwiderte er auf den Rat des Herrn Martens, „dann kann man es ja einmal mit der hiesigen Praxis versuchen."

In seinem Innern war er fest entschlossen nach Hamburg zu Hugo zu gehen, aber er wollte es nicht mit Martens und seinem Vater verderben, wollte auch bei dem Fest einmal Hugo auf die Probe stellen, ob er ihn wirklich lieb habe.

„Ja, ja, das ist Recht, zuerst sich noch etwas weiter auszubilden," sagte Herr Martens, „das ist ganz vernünftig, in den großen Kliniken Umschau halten. Die städtischen Aerzte meinen sonst, sie allein hätten die Weisheit geschluckt, na die werden spucken, wenn ihnen diese große Kundschaft weggeschnappt wird. Und eine Klinik, ein Krankenhaus bauen wir und sollte ich das Geld allein bezahlen, Du sollst alles haben wie in der Stadt!"

Hermann drückte dem alten Herrn die Hand, es war doch viel Liebe zu ihm und seinem Hause in diesem Dorf; er fühlte es, wie gern Martens eine Verbindung zwischen Anna und ihm sahen!

Und Anna, er war ihr gut, er hatte sie gern, sie war stets ein aufgewecktes Mädchen gewesen, sie war auch ein hübsches Mädchen geworden, wenn sie es auch nicht mit der Marthel so ganz aufnehmen konnte, aber begehrt wurde sie von vielen Seiten, war sie doch die reiche Anna Martens, dazu gesund und kräftig wie die Eichen, unter denen sie aufgewachsen. Auch verband Anna eine innige Freundschaft mit Martha Rehmann, mit der sie zusammen eine Schweizer Pension besucht hatte.

Und daß Anna ihn gern sah, fühlte er heraus. An eine Heirat hatte er vielleicht einmal gedacht. Sie hatten selbst Beide vor einigen Jahren auf einem Erntefest sich scherzend als Braut und Bräutigam begrüßt, doch seitdem hatte er sie nicht wieder gesehen und seine Gedanken an Anna waren stets freundschaftlicher Natur gewesen.

Den Doktor zog es oft in diesen Wochen in das Martensche Haus; war es die alte Freundschaft, die ihn mit Martens verband, war es die liebevolle Aufnahme, die ihm hier zu teil wurde oder war es sogar Anna selbst, mit der er sich jetzt

stets lange und gern unterhielt? Sie verkehrten mit einander wie in den Tagen der Kindheit so ganz ungeniert.

Dem Doktor selbst war es eigenlich nicht klar, wie er zu Anna stand und ebenso ging es auch wohl Anna, die stets dasselbe Lächeln hatte, wenn die Eltern auf das Verhältnis zu Hermann anspielten.

Das fühlte der Doktor, würde er einmal heiraten, dann keine andere als Anna Martens.

Und Anna, auch sie schien dieselbe Ansicht zu haben; war doch schon mancher Freier abgeblitzt, der gehofft hatte ihr Jawort zu erhalten.

Oft schien es den Eltern, als ob Anna sich wenig aus den Herren machte, nur wenn der Doktor kam, war sie liebenswürdig und zuvorkommend wie nie. Hermann aber fühlte, daß das nur Freundschaft und nichts anderem als nur freundschaftlichen Gefühlen entsprang.

„Laß sie reden die Leute," sagte Anna, wenn sie allein waren. „Man braucht doch nicht gleich zu heiraten, wenn man jemandem gut ist und ihn gern hat; ich heirate nie und wenn ich heirate, nur Dich; ich mache mir aus den Männern nichts, ich bliebe am liebsten ledig, gründete später irgend eine Anstalt und leitete dieselbe, aber den Eltern darf ich mit solchen Plänen nicht kommen. Müssen denn alle Mädchen und alle Männer heiraten?"

„Ich glaube, Hermann, wir Beide passen in dieser Beziehung am Besten zusammen. Später vielleicht, über viele Jahre wollen wir gemeinsam unseren Hausstand gründen, wenn die böse Welt keine giftigen Pfeile mehr gegen uns schicken kann, aber jetzt denkst auch Du wohl nicht daran zu heiraten? Gesteh es nur offen!"

„Du willst die Wahrheit hören, Anna, und Du weißt, daß ich nie heuchele! Wisse denn, daß ich in dieser Beziehung gerade so denke wie Du! Wenn unsere Ehe eine nur freundschaftliche sein sollte, ja dann wäre ich gern bereit zu heiraten. Du weißt, Anna, wie sehr nahe wir uns stehen

schon von Kind an, aber ein leidenschaftliches Gefühl zu einem Weibe fühle ich nicht."

„Und zu wem fühlst Du das," fragte Anna auf die Erde sehend? Der Doktor errötete, eine Purpurglut überzog sein Gesicht, es mußte ihm peinlich sein vor einem Weibe seine Liebe zu Hugo zu gestehn.

„Nun Hermann, Du antwortest nicht, darf ich es nicht wissen?"

„Es ist kein Weib, Anna!"

„Nun was denn," fragte Anna lächelnd, „etwa eine Statue, ein Gemälde?"

„Nein, Anna; es ist ein Jüngling, ein Mann, es ist Hugo Rehmann, zu dem ich eine innige, tiefe Neigung gefaßt habe. Ein festes Band verbindet uns, wir wissen selbst nicht, wie es gekommen, aber es ist so; wir haben beschlossen in freundschaftlicher Liebe gegenseitig uns zu leben."

„Du wirst also nicht hier bleiben, Hermann, wirst hier nicht Deine Praxis gründen? Schade, ich hatte mich so sehr darauf gefreut Dir in Deiner Praxis zu helfen! Wäre so gern oft in Deiner Nähe gewesen, um mit Dir zu plaudern wie eine Freundin mit ihrem Freund, wie eine Schwester mit ihrem Bruder!"

„Und Du bist nicht böse, Anna, über diese Enthüllung, wirst meine alte Freundin bleiben?"

„Ei gewiß, lieber Hermann, ich kann Dich verstehn; so wie Du, fühle auch ich ähnlich, ich hätte für Deine Schwägerin mein Leben lassen können, aber sie hat kein Verständnis für diese Liebe, sie würde lächeln über meine Schwärmereien. Möge sie glücklich werden als Gattin und Mutter!"

„Wir müssen doch viel entbehren, Anna, wie?"

„Nein, das fühle ich nicht, Du vielleicht mehr, Hugo; ich bleibe hier, suche mir hier meinen Wirkungskreis. Wir Frauen sind nun einmal zum Entbehren geschaffen und ich will nicht jedem mich unterwerfen, ich will frei sein und bleiben, will schaffen und arbeiten nach meinem Geschmack. Vielleicht kommt bald eine Zeit, wo wir Frauen das gleiche Recht erhalten wie ihr Männer. Die Natur hat eben nicht

alle gleich gemacht, wenn die Philister und alle Gelehrten es auch behaupten würden, ich z. B. fühle mich vielmehr zu einem Mädchen als zu einem Mann hingezogen."

„Wie gut, Anna, daß es zwischen uns zur Aussprache gekommen, wie freue ich mich, daß ich mit Dir so offen und frei reden darf! Aber was werden unsere Eltern sagen? Du weißt doch, daß sie aus uns beiden ein Paar machen wollen."

„Wohl thut es mir leid für die Eltern, Hermann, ich werde manchen Kampf noch kämpfen müssen, bis ich besonders den Vater in dieser Beziehung beruhigt habe. Er will absolut einen Schwiegersohn und ich kann es ihm nicht verdenken, aber gegen meine Neigung, gegen meine Natur mich auflehnen, das hieße mich verkaufen und lieber tot als die Sklavin eines Mannes sein, der mich anwidert."

„Die Eltern scheinen zu hoffen, Anna, daß wir uns auf dem Brautfest verloben werden; meine letzteren, öfteren Besuche haben gewiß dazu beigetragen; ich werde lieber nicht mehr kommen."

„Wie, Du willst nicht kommen? Jetzt gerade erst recht. Wir werden treue Freundschaft halten und Du wirst sehen, Anna Martens verläßt Dich nicht. Eine treue Freundin ist oft mehr wert als eine Gattin. Schlag ein, Hermann!"

„Wir sollen auf dem Brautfest neben einander sitzen, Anna! Martha hat es vor acht Tagen Hugo schon mitgeteilt, auch die Hoffnung von unserer bevorstehenden Verlobung. Du siehst, Alles hofft. Hugo schrieb mir einen ganz trostlosen Brief; er komme nicht, teilt er mir mit, unter diesen Umständen keineswegs. ‚So ist mein Glück zerstört, so hast Du meinen Glauben an Dich und Deine Liebe vernichtet!'

„Na, wir werden den kleinen Schwärmer schon wieder aufrichten; aber Du erzählst ihm nichts von unserer Unterhaltung, hörst Du Hermann!"

„Wenn Du es nicht erlaubst, nein, Anna!"

„Dieses Mal nicht, ich möchte ihn zu gern etwas herausfordern, ich werde Deine Verlobte ihm gegenüber spielen, werde

sehen, wie er sich gegen mich dann benimmt. Das wird ja ein lustiges Spiel.“

„Treibe es nicht zu arg mit ihm!“

„Laß mich nur sorgen, Ihr sollt Beide zufrieden sein! Und was hast Du ihm auf seinen Liebesbrief geantwortet?“

„Ich habe ihm geschrieben, daß Alles nur leeres Hoffen und Wunsch der Eltern sei, daß Du meine Jugendfreundin bist, aber auch nichts weiter, und daß das Verhältnis zwischen ihm und mir durch nichts gestört werden könne.“

„Er kommt also? — Ja. — desto besser, dann werde ich einmal den Gott Amor spielen; ach, so etwas muß interessant sein! Nun, sie sollen sich alle wundern und wir Beide werden lachen, wie dereinst die Augurn in Rom. Es kann Dir ja auch nur angenehm sein zu sehen, wie stark die Liebe Deines Geliebten ist; aber verrate ihm nichts vorher!“

Um dieses Thema hatte sich in den letzten Tagen Alles gedreht, wenn Anna und Hermann zusammen saßen.

Niemand war glücklicher als die Eltern der Beiden, selbst Frau Behrens fiel jetzt nichts mehr an ihrem Liebling auf, sie kannte ihn gar nicht wieder, seitdem er von Berlin zurückgekehrt war; an Allem nahm Hermann teil, selbst in der Wirtschaft legte er mit Hand an, wenn es nötig war, er war so heiter und ausgelassen, wie sie ihn nur als Jungen gekannt hatte.

Und wenn Fritz ihm vom Pfarrhaus einen Gruß bestellte oder gar speziell von Martha, da leuchteten ordentlich seine Augen. „Es ist doch ein prächtiges Mädel, die Marthel,“ pflegte er zu sagen, „der Fritz hat das große Los gezogen, der wird einmal glücklich werden!“

Der alte Behrens und Fritz lächelten dann immer so schelmisch; sie nickten sich einander zu, als ob sie sagen wollten, „na, Du bist auch nicht weit von diesem Glück,“ sie dachten natürlich an Anna Martens.

„Aber Hermann und Hugo haben eine Freundschaft zusammen,“ sagte Fritz heute Morgen beim Kaffee, „schon

wieder ein Brief von Hugo und morgen erwarten wir ihn doch! Und an mich, seinen zukünftigen Schwager denkt er weiter nicht als durch einen Gruß. Hermann und Hugo müssen etwas Besonderes im Sinne haben. Wenn ich nicht wüßte, daß Hermann dort hinten — er zeigte dabei in die Richtung der Martenschen Besitzung — sein Herz verloren, man sollte meinen, es wären zwei Verliebte."

Alle lachten, auch Hermann lächelte; die Mutter zupfte ihn am Rock; „Nun, Hermann, wirst Du uns morgen überraschen? Man munkelt so etwas."

Hermann lachte, „ja, Ihr werdet morgen eine große Überraschung haben. Ich weiß nicht, weshalb Fritz so eifersüchtig auf die Freundschaft zwischen Hugo und mir ist? Er sollte sich doch freuen, daß sein Schwager und Bruder sich so schnell gefunden."

„Na ja," bemerkte der alte Herr, „Du kannst ihm das nicht verdenken, der Fritz ist eben eifersüchtig auf alles, was mit Rehmanns in Berührung kommt. So eine verliebte Katze war ich nicht, gelt Mutterle?"

Frau Behrens lächelte; „na, Alter, in der Beziehung warst Du nicht besser als der Fritz, Du hast mich auf Schritt und Tritt verfolgt, wo Du konntest. Zum Glück wohnten wir einige Meilen von einander, sonst wäre ich nie sicher vor Deinen Eifersuchtsszenen gewesen."

„Blut läßt nicht von Blut, Art nicht von Art," sagte Fritz, „aber treu bleiben wir Behrens und halten Stand im Sturm und Sonnenschein wie unsere Eichen."

„Es ist Schade, daß die Eichen nicht mehr grünen, sonst hätte alles mit Eichenlaub geschmückt sein müssen," meinte der alte Herr, — „Tannengrün hebt Alles noch vorteilhafter," sagte Hermann. „Du wirst Dich wundern Vater, wenn Du den Saal besichtigen wirst, es ist ja ein Brautgrün! Fritz singt so gern: O Tannenbaum, o Tannenbaum. —"

„Na, da hört doch Alles auf, will der mich noch foppen

mit meinem Bräutchen, na wenn Ihr nur so glücklich werdet wie wir Beide!"

„Wer Ihr," fragte Hermann? — „Du und die Anna!"

„Ha, ha, o Tannenbaum, o Tannenbaum," sang Hermann und stand auf, ich muß noch einmal nachsehen, ob die Thore mit den Guirlanden richtig umwunden sind."

„Weiß nicht," sagte Frau Behrens, „er denkt mehr an Hugo als an die Anna; stets redet er mit mir über Deinen Schwager, fragt, wie er mir gefällt, ob ich mich freue, daß er kommt!"

„Nein, mir will es nicht so recht in den Sinn, daß er die Anna heiratet, sonst hätte er mehr von ihr gesprochen."

„Du weißt Alles, Du Weise von Olympia, na, Du wirst Dich morgen wundern," meinte der alte Behrens.

„Wollen sehen, wer Recht hat," antwortete seine Frau. „Uebrigens in 2 Stunden kommen Rehmann's; Kinder ich habe noch viel zu thun."

„Und wir auch, wie Fritz?" fragte der alte Herr.

Behrenbaum war wirklich ein Mustersitz, der alte Herr und Hermann führten die Gäste herum. Heute hatte ein jeder seine Schuldigkeit gethan. Wohin man sah, Alles blitzte, Alles war in musterhafter Ordnung. Dazu das dunkle Grün der Tannen, die bunten Fähnchen und Guirlanden, es war ein Festtag, wie ihn Behrenbaum noch nicht gesehen.

Die Gäste konnten auf Behrenbaum selbst alle keine Unterkunft für die Nacht finden. Martens hatten ihre Zimmer zur Verfügung gestellt; Hugo sollte ebenfalls dort schlafen, was aber Hermann absolut nicht zugeben wollte.

„Wir zwei Freunde wohnen diese wenigen Stunden zusammen, ich habe schon für Hugo ein Bett in meinem Zimmer aufschlagen lassen; übrigens hatte ich bereits diesen Plan Hugo verraten, der würde mir das sehr verübeln, wenn er

nicht im Hause übernachten würde, zumal Tante Rehmann und Marthel auch hier wohnen."

Hiermit war die Sache abgethan, ein Verwandter von Rehmanns sollte bei Martens schlafen, Hugo blieb also im Hause.

Der größte Teil der Gäste war schon gekommen, wenn auch erst am Sonntag das Hauptfest stattfinden sollte. Der Abend schien gemütlich zu werden.

Frau Rehmann und Martha waren von Fritz abgeholt, sie waren mit dem Wagen von der Stadt gekommen, Fritz war ihnen eine Strecke entgegengegangen.

Hugo sollte mit dem Achtuhrzuge eintreffen. Vergebens hatte Hermann auf dem Bahnhofe die Ankommenden gemustert, Hugo Rehmann war nicht unter ihnen; vergebens wartete er auf ein Telegramm. Sollte Hugo sich doch noch in letzter Stunde anders besonnen haben, sollte Marthas Brief ihn bestimmt haben, der Feier fern zu bleiben, glaubte Hugo wirklich an das Gerücht der Verlobung?

Man merkte dem Doktor seine innere Unruhe an, er war ganz still geworden.

„Aber, was ist denn Hermann," fragte die Mutter im Vorbeigehen, indem sie bei Anna Martens und ihm stehen blieb, „daß Du so schweigsam? Fühlst Du Dich nicht wohl? Du siehst wirklich angegriffen aus! Uebrigens ist hier ein Telegramm, was vor einer Stunde einlief, von Hugo, ich habe es ganz vergessen Dir zu geben." — ‚Komme elf Uhr, Berliner Zug Verspätung! Hugo.'

Hermann war wie umgewandelt — „dann muß ich sofort anspannen lassen, es ist ja gleich elf und Hugo ganz allein." „Ist alles besorgt, mein Junge, der Hans holt ihn ab, Hugo wird bald hier sein."

„Warum hast Du mir das Telegramm nicht gegeben, was soll Hugo von mir denken?"

Es war ein ganz barscher Ton, wie ihn die Mutter sonst gar nicht gewohnt war.

„Aber Hermann!" sagte Anna.

„Ja, was ist denn, Hugo?“ fragte die Mutter.

„Entschuldige, bitte, ich muß Hugo begrüßen, in einer Viertelstunde bin ich wieder hier, Anna!“

„Hermann,“ sagte Anna leise, „Du verrätst Dich!“

„Er ist ganz komisch heute Abend, findest Du nicht?“ fragte Frau Behrens. „In diesen Tagen so heiter, geradezu ausgelassen fröhlich und heute so schweigsam, so mürrisch, Du wirst es ihm nicht übel nehmen, wie, liebe Anna, er muß sich gewiß etwas überangestrengt haben mit den Vorbereitungen zum Fest, zudem Hugos Nichteintreffen.

Anna Martens lachte, so daß Frau Behrens sie ganz verwundert ansah.

„Nein, liebe Tante, Hermann und ich haben uns ganz vorzüglich unterhalten, ich habe nichts an ihm entdeckt heute Abend, ich freue mich vielmehr ungemein, gerade heute Abend neben meinem besten Jugendfreund zu sitzen.“

Frau Behrens ging weiter. „Nein, so ein verliebtes Mädchen sieht doch Alles von der rosigsten Seite an,“ sprach sie leise vor sich hin, „Anna ist doch ein Prachtmädel und wie gut sie ihm ist!“

Inzwischen war der Doktor Hugo entgegengeeilt, der Wagen konnte nicht so rasch halten, Hugo sprang heraus und lag in den Armen seines Freundes. „Mein Hugo“ — „mein Hermann!“ weiter sagten sie nichts; wohl einige Minuten hielten sich die Beiden umschlungen, als Hugo plötzlich bemerkte: „Hermann, Du hast ja keinen Hut auf dem Kopfe und ohne Ueberzieher, Du wirst Dich erkälten und Du als Arzt in dieser kühlen Herbstluft!“

„Die Liebe kennt keine Kälte, ich hatte ja keine Ahnung, daß Du kamst, war ganz traurig,“ antwortete Hermann. „Mama hatte vergessen, mir das Telegramm zu geben. Sei nicht böse, daß ich nicht am Bahnhof war!“

„Wie sollte ich, Hermann! Ich freue mich unendlich, wieder bei Dir zu sein. Aber was ist's mit Deiner Verlobung? Ist es wirklich nicht wahr?“

„Nein, mein Junge, es ist nichts an dem; unsere Eltern wünschen es, aber wir nicht. Uebrigens Du kennst ja Anna Martens; sie ist Martha's Freundin, sie ist heute Abend auf dem Fest, wir sitzen nebeneinander; doch sei unbesorgt, Hugo! Nachher erzähle ich Dir Alles, heute Abend nach dem Fest, Du schläfst auf meinem Zimmer."

„Famos, Doktor, famos! Nein, wie ich mich freue! Aber neben einander sitzt Ihr?"

„Nun ja, Du weißt doch, daß die Eltern uns verheiraten wollen, soll ich denn sagen, daß ich Dich liebe?"

Hugo lachte. „Nein, das geht nicht; aber wie ist's mit der Anna, sie will doch?"

„Nein, auch sie nicht," antwortete der Doktor.

„Na, das verstehe ich nicht. Ich habe Dir etwas mitgebracht, Hermann, wirst Dich, glaube ich freuen. Aber was ist das für ein Lärm?"

„Es ist die Musik, schon heute Abend soll getanzt werden, da morgen nach dem Essen viele Gäste wieder abreisen; es sind auch einige von meinen Freunden hier, wir müssen vorsichtig sein."

Hugo hatte ein wenig Toilette gemacht und erschien in dem Festsaale, von Allen auf's Freundlichste begrüßt.

Frau Pastor hatte es sich nicht nehmen lassen, sie hatte ihren Sohn auf seiner Kammer aufgesucht und war ganz überrascht von Hugos lebhaftem Wesen.

„Mama, Du bist ja ganz in Schwarz gekleidet und das heute Abend!"

„Aber Hugo, denkst Du nicht mehr an Oswald, es sind doch kaum sechs Wochen?"

„Verzeihe, Mama! Ich denke viel und oft an ihn, aber soeben hatte ich solch' große Freude, Euch alle wiedersehen zu dürfen; auch hat mich Hermann abgeholt und mir so manches erzählt, daß ich Oswald's augenblicklich nicht gedachte."

„Es freut mich," sagte Frau Pastor, „daß Ihr Beide Euch so eng aneinander geschlossen, Beide jetzt verwandt, Beide in gleichen Ansichten erzogen und Beider Eltern aus dem Westfalen-

lande; Hermann wird Dir hoffentlich Oswald ersetzen, aber weißt Du, daß Hermann sich verloben wird?"

„Martha teilte es mir mit." — „Und Hermann sagte Dir nichts?"

Hugo schwieg.

Der Pastorensohn schien offenbar aufzufallen, er sah heute Abend ganz vorzüglich aus. Die jungen Damen, besonders seine ihm zugedachte Tischnachbarin, Fräulein Ehrein, sahen mehr als einmal nach ihm hinüber, als er Herrn und Frau Behrens und das Brautpaar begrüßte.

Hermann holte ihn jetzt in seine Nähe. „So, mein Junge, setze Dich endlich zu Deiner Dame und iß und trink! Mußt ja ganz ausgehungert sein, so ein westfälischer Magen hält das auf die Dauer nicht aus. Aber beeile Dich, sonst giebt's nichts mehr! Doch erlaube, daß ich Dich zuvor Deiner Dame und Anna Martens vorstelle!"

„Wir kennen uns ja schon", sagte Anna bei der Vorstellung, „nicht wahr, Herr Rehmann?" Dabei sah sie ihn so schelmisch an, daß Hugo einen Moment nicht wußte, was er sagen sollte.

„Gewiß, gewiß, gnädiges Fräulein! Verzeihung!"

„Wie, gnädiges Fräulein! So haben sie mich damals nicht genannt", ich nenne Sie ‚Herr Hugo' und Sie mich ‚Fräulein Anna'. Einverstanden?"

„Stoßen wir an," rief der Doktor, „es lebe die fidele Ecke."

Die Vier stießen an und wiederholten die Worte des Doktors. Die Tischnachbarin Hugos war eine Verwandte von Behrens, man brauchte sich also nicht zu genieren, war man doch im engsten Kreise, wenigstens die vier.

„Wissen Sie schon, Herr Hugo," sagte seine Tischnachbarin ganz leise, „daß uns morgen eine große Überraschung bevorsteht?"

„Und welche, wenn ich neugierig sein darf?"

„Die Verlobung Hermanns mit Anna.“

Hugo lächelte.

„Nein, nein, es ist Thatsache, Anna hat es mir vor einer halben Stunde unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitgeteilt, als Hermann Sie abholte; doch ich dachte, Sie als Verwandter und Freund wüßten das schon!“

„Ich, als Verwandter, nein ich weiß nichts“. Hugo wurde ganz bleich. Sollte es doch wahr sein, sollte Hermann sein Spiel mit ihm getrieben haben, aber dann? — Ja, was dann, was wollte er machen? Sofort abreisen, nein, das ging nicht, was würde seine Mama sagen? Auf keinen Fall schlief er diese Nacht hier im Hause, das wußte er. — Er ließ kein Auge von Hermann und Anna.

„Aber warum so still, Herr Hugo“, fragte Anna Martens? „Ich dächte, Sie würden sich freuen, bei uns zu sein an diesem Abend!“

Bei uns, ha, das klingt verdächtig, dachte Hugo.

„Mir ist nicht wohl“, erwiderte er, „die Reise hat mich etwas angestrengt.“

„Nun, das wird vorübergehen, wenn der Tanz beginnt“, antwortete Anna.

Die Paare drehten sich im Kreise; Hugo hatte soeben mit seiner Tischnachbarin eine Rundtour getanzt. Hermann hatte ihm zugenickt und zugetrunken, aber Hugo that, als ob er es nicht sah. Anna hatte Hermanns Hand gefaßt, sie sagte ihm etwas in's Ohr, Hermann lachte, dann drückte er ihre Hand.

„Nein, das war zu viel, also doch!“

Jetzt mußte er mit Anna Martens tanzen, er hatte Hermann kaum eines Blicks gewürdigt. „Darf ich bitten, Fräulein Martens?“ — Anna legte ihren Arm in den seinen.

„Seien Sie doch nicht so traurig, Sie kleiner Verliebter, und ich weiß, in wen Sie verliebt sind.“

Hugo wurde ganz rot, „aber Fräulein Martens!“

„Na, nur still, übrigens ich verderbe nichts; Hermann wird schon nachher alles erzählen. Hermann und ich sind nur

Freunde, enge gute Freunde und Sie sollen als Freund Hermanns auch mein Freund sein. Hermann bleibt Ihnen, er ist Ihnen ja so unendlich gut. Und nun kommen Sie und freuen sich, tanzen Sie wie ein Verlobter, wie ein Liebender, ich segne ihren Bund! Und jetzt sehen Sie zu Hermann hinüber, sehen Sie, wie er lacht und sich freut! Jetzt auf zum Tanz!"

Es war in der That eine lustige Ecke. Die vier waren so ausgelassen, daß eine alte Jungfer, welche in der Nähe von Frau Rehmann saß, spöttisch bemerkte: „Nein sind die aber dort fidel, wäre nicht Herr Rehmann vor einer Stunde erst gekommen, man sollte glauben .....!" Die Jungfer war eine aus dem Verein, es ging ihr schon hier viel zu weltlich zu, aber man muß doch hingehn", äußerte sie sich einer Freundin gegenüber; „ist doch das Fest im Hause, wäre es in einem Gasthof, natürlich ich würde niemals dorthin meinen Fuß setzen."

Dabei hatte sie im Stillen sich mehr wie kindisch auf das Fest gefreut; ja man munkelte im Dorf, daß sie sogar sehr gern noch auf ihre alten Tage den jungfräulichen Stand wechsele, aber es wollte keiner anbeißen, auch der Pastor nicht, der schon seit langer Zeit Witwer war, und um dessen willen sie keine Vereinsstunde, keinen Gottesdienst versäumte.

Keiner aber freute sich mehr heute Abend als die beiderseitigen Eltern von Anna und Hermann.

Soeben machte das Brautpaar seine Runde. Geredet war heute Abend schon so viel über Liebe und Treue und Freundschaft, so oft hatte man angestoßen, daß die ganze Gesellschaft liebeduselig und liebeselig geworden war.

Martha Rehmann flüsterte der Anna in's Ohr: „Darf man gratulieren?"

„Ei natürlich", antwortete Anna.

„Da wollen wir es sogleich verkünden," sagte Fritz Behrens, „ich werde sofort zum Vater gehn, das wird eine Freude!"

„Was denn, was denn“, riefen Anna und Hermann wie aus einem Munde, um des Himmels willen, was willst Du denn verkünden?“

„Nun, Ihr habt ja schon die Gratulation angenommen!“

„Na, ja, zur fidelen Ecke, Ihr seht doch, wie lustig wir sind!“

„So, so, kam es gedehnt aus Fritze's Munde, wir konnten schneller fertig werden, wie Marthel?“

„Und wir sind schon fertig“, sagte Anna! Das Brautpaar hörte es nicht mehr.

„Anna, sei vorsichtig, ich bitte Dich, sonst ist Papa im stande und proklamiert unsere Verlobung!“

„Eigentlich schadet es auch nichts“, erwiderte Anna. „Passen wir nicht ganz ausgezeichnet zusammen, Herr Hugo?“

Hugo wußte wirklich nicht, was er sagen sollte, es war ihm alles heute Abend ein Rätsel, würde er sich doch erst mit Hermann aussprechen können! Es lag wie ein Druck auf seiner Seele. Vorbei war es mit seiner fröhlichen Stimmung.

Anna schien das noch mehr zu reizen.

„Sie werden uns besuchen, Herr Hugo, wenn wir hier wohnen, das wird zu nett!“

„Verzeihung, ich muß mich empfehlen, der alte Kopfschmerz plagt mich wieder!“

„Na, also doch wieder hineingefallen, Herr Hugo! Merken Sie denn nicht, daß ich Sie nur necken will?“

„Hermann“ sagte Anna, „ich gratuliere, er ist in der That Dir ein ganzer Freund. Möget Ihr Beide stets glücklich sein!“

„Endlich sind wir allein, mein Junge, endlich darf ich Dich umarmen und küssen, Du mein lieber, einziger, bester Hugo!“

„Aber, sage mir nur, Hermann, was ist es denn mit Anna? Ich werde wirklich nicht klug aus der ganzen Sache.“

„Nichts, gar nichts, mein Einziger, mein Geliebter, gar

nichts als eine kleine Neckerei, als eine Probe, um zu sehen, ob Du mir wirklich gut bist!"

„Doch das solltest Du nicht thun, Hermann, in solchen Dingen soll man keinen Scherz treiben; das Band, das uns verbindet, ist, dächte ich, zu heilig. Eine Freundschaft, gerade wenn sie eine so innige und wahre ist, soll zu heilig sein, als daß man solch ein Spiel mit ihr treibt!"

Hermann ließ ihn nicht weiter reden, er drückte ihm einen Kuß auf seinen Mund, nahm seine Hände in die seinigen und sagte: „Hast ja Recht, mein Hugo, ich bin ganz Deiner Ansicht, aber Anna wollte sich absolut davon überzeugen, ob Du mich wirklich liebst!"

„Genügt das nicht, wenn wir Zwei es wissen, muß in das Heiligtum der Liebe noch ein Dritter eingeweiht werden?"

„Hier ging es nicht anders, Hugo. Sei versichert, es soll nie mehr vorkommen! Ich zweifelte ja nicht an Deiner Liebe, aber es hat mir so wohlgethan zu sehen, daß Du mir wirklich gut bist."

„Hermann, muß die Liebe Thaten sehen? Ich habe gefühlt, ich habe in Deinen Augen es damals gelesen und nie hätte ich gezweifelt bis heute Abend."

„Aber, lieber Hugo, es ging in der That nicht anders. Sie alle wünschen, daß ich mich mit Anna verlobe, würden Anna und ich uns heute Abend kühl behandelt haben, den Eltern hätten wir die ganze Freude verdorben."

„Aber, so täuschtest Du die Eltern, Hermann!"

„Solch eine Täuschung ist erlaubt. Wo ich täuschen kann, ohne jemandem zu schaden, im Gegenteil, wo ich Vielen dadurch eine Freude bereite und ich bleibe intakt, diese Täuschung ist sogar erwünscht, sie ist geboten."

„Und Anna, liebt sie Dich nicht oder ist sie nur einverstanden, weil sie hofft, es könne doch noch etwas aus der Sache werden?"

„Du bist immer noch im Zweifel, mein Junge! Wenn ich Dir das nur so beibringen könnte. Sieh, Anna und ich

sind Jugendfreunde, wir spielten mit einander in den Tagen der Kindheit, wir gingen zusammen zur Schule; selbst noch nachher, wo die Mädchen längst die gleichaltrigen Jungen nicht mehr eines Blickes würdigen, verkehrten wir mit einander wie Bruder und Schwester. Ich kam nie in die Ferien und schon am ersten Tage war ich bei Martens, kein Fest wurde gefeiert, ich war dort, kein besonderes Ereignis verlief, ohne daß Anna es mir mitteilte. Noch vor zwei Jahren scherzten wir, wenn man uns als Brautleute bezeichnete, wir dachten uns weiter nichts dabei, weil wir uns so gut kannten. Wir glaubten selbst vielleicht daran, weil man es uns immer vorsagte, immer damit geneckt hatte, bis von meiner Seite — bis von Deiner Seite, Hermann" — der Doktor sprach noch nicht weiter, er wurde ganz ernst, — „bis ich auf der Universität in B. Aufklärung fand über mein Wesen, bis ich merkte, daß ich mich vielmehr zu einem Mann als zu einem Weib hingezogen fühlte. Ich war tief unglücklich, hatte ich doch keinen Menschen gefunden, der mir das sein konnte, was ich erwartete, und besonders darüber, daß ich mich schämte vor Anna zu treten, weil sie vielleicht erwartete, ich würde sie heiraten. Da kamst Du und Alles, Alles wurde vergessen, alle Schranken fielen, ich kannte ja jetzt nur mehr das eine Gefühl: Du Hugo gehörst mir, Du verstehst mich, Du liebst mich, wie ich Dich liebe, und wieder wurde ich heiter, wieder fand ich Lust und Liebe zur Arbeit; der Druck war von mir genommen, ich hätte vor die ganze Welt treten und es laut verkünden können, daß Du mein Ein und Alles mir bist, daß ich glückselig geworden in dieser Liebe."

„Und Anna, fragte Hugo, weiß sie von diesem unserem Verhältnis?" Es klang so bang diese Frage, daß Hermann ihn umschlang und küßte.

„Ja, mein Junge, sie weiß Alles, sie wird nie etwas verraten, sie kennt, sie versteht uns. An dem ersten Tage, nachdem ich von Dir Abschied genommen, war es mir so schwer ums Herz, es zog mich zu Anna. Ich weiß selbst

nicht, wie es kam. Wir saßen ganz allein, wir kamen auf unsern früheren Verkehr zu sprechen, wir redeten von meiner Praxis, von meinem demnächstigen Aufenthalt. Auf einmal kam das Gespräch auf die Liebe, sie redete ganz offen über diese Sache, sie sprach von der Freundschaft zu mir, von der Liebe zu Marthel, und da gestand ich es ihr, daß ich Dich so lieb hätte, wie ich noch nie jemanden gehabt auf dieser Welt!"

„Und was sagte Anna," fragte Hugo hastig?

„Denke Dir, sie verstand mich, sie gab mir die Hand, gab mir einen Freundschaftskuß, den ersten nach langen Jahren."

„Werde glücklich, Hermann, es geht mir, wie Dir, ich fühle keine Liebe zum Mann, wenigstens nicht die Liebe, wie man sie als solche versteht in der Welt, in der Gesellschaft."

„Ist's möglich, Hermann? Und wen liebt Anna?"
„Deine Schwester, für die sie in heißester Leidenschaft entbrannt war."

„Unglückselige Leidenschaft," sagte Hugo! „Und Martha?"

„Sie hat gar nicht diese Liebe erwidert, sie hat nur gelacht, als Anna für sie geschwärmt; Martha hat auch gar keine Ahnung und kein Verständnis für diese Liebe, sie geht ja ganz auf in ihrem Fritz."

„Gott sei Dank, Hermann! Ist es nicht genug, daß einer büßen muß?"

„Wie? Buße, mein Junge, nennst Du das?"

Ist denn nicht unsere Leidenschaft eine Schuld, Hermann? Dürfen wir es denn sagen, daß wir uns so lieb haben? Müssen wir es nicht verschweigen, müssen wir nicht im Gegenteil Alles meiden, um nur keinen Verdacht zu erwecken?"

„Und die heimliche Liebe, Hugo, ist sie denn nicht die heißeste, ist es denn nicht etwas Schönes um unsere Liebe? Wird sie doch gepriesen als die hohe, die himmlische, die reine wo zwei Freunde sich gefunden, ohne etwas Anderes zu wollen als nur Liebe!"

„Gewiß, Hermann, gewiß mein Lieber, ich könnte Dich ja nicht lassen und wenn die ganze Welt mich verstieße; ich

fühle, es ist das keine Sünde, es ist keine Schuld von meiner Seite, es ist das innerste ureigenste Gefühl, dem ich folge, dem ich mich hingebe, aber die Welt, die Gesellschaft?"

„Was geht sie uns an die Gesellschaft, was uns die Welt?"

„Wir sind eine Welt für uns."

„Aber denke Dir, Hermann, wenn unsere Eltern, wenn der Onkel etwas davon erfahren würden!

„Und wenn sie es erfahren, mögen sie es erfahren! Haben wir uns denn so erzeugt, haben wir das Gefühl in uns gelegt oder ist es nicht die Natur, die uns so erschaffen, die Mutter Erde, die ihre Kinder so ausgestattet? Können wir gegen die Natur kämpfen?"

„Hermann, erinnerst Du Dich noch des Wortes von Papa in der Lindenlaube, als er von Oswald sagte, daß er hätte büßen müssen für die Sünden der Väter? Wenn er diese meine Leidenschaft erfährt der strenge, sittenstrenge Prediger, er wird mich verstoßen, der Onkel ebenfalls; O, es ist doch furchtbar diese schuldlose Schuld!"

„Und wenn sie Dich Alle verstoßen, Hugo, an mir richtest Du Dich auf, ich halte Dich, ich verlasse Dich nicht! Aber wozu denn heute Abend solche Skrupeln! Wir sind vor uns rein, wir können nicht anders, oder denkst Du, daß unsere Liebe Sünde, ein Verbrechen ist, dann Hugo, dann laß' ab, dann sieh zu, daß Du umkehrst!"

Hugo fiel Hermann um den Hals und weinte. „Hermann, ich umkehren, ich Dich verlassen? Nein, nie! Nein, es kann keine Sünde sein, nie glaube ich das oder ich müßte verzweifeln an dem Glauben an einen Gott."

Der Doktor suchte ihn zu beruhigen. „Sei still, Hugo, es ist schon spät, es könnte jemand aufgeweckt werden! Komm, laß uns schlafen gehen! Du bist so wie so sehr müde und morgen werden wir früh aufstehen müssen."

„Du bist mir nicht böse, Hermann, wegen der Worte, die ich gesagt habe?" — „Wie sollte ich Dir böse sein, Hugo? War es doch nur das Gefühl der Liebe zum Vaterhause, dem

sie entsprungen! Zeigte sie mir doch meinen Hugo als den, wie ich ihn mir gedacht, edel und ernst! Glaube mir, auch ich kämpfe und habe gekämpft mit diesen Skrupeln schon seit 1½ Jahren. Als ich Dich gefunden, da erst fühlte ich, es ist deine Natur, jetzt darfst du ruhig sein, ruhig vor dir, ruhig auch vor der Welt; komme, was kommen mag!"

Noch lange floh der Alles lindernde und vergessen machende Schlaf die beiden Freunde, es hatte dieser Abend sie Beide zu sehr erregt. Neben dem glückseligen Gefühl der Liebe und Freundschaft quälte sie der Gedanke: Warum müssen denn wir so geboren sein, warum dürfen denn wir nicht frei und offen vor der Welt das thun, wozu uns die Natur geboren?

Doch die Natur will ihr Recht: als der Doktor Hugo nach einiger Zeit etwas fragen wollte, erhielt er keine Antwort mehr. Gott Morpheus hatte den Jüngling in seine liebenden Arme genommen.

„Der Glückliche," sagte Behrens, „er kennt noch nicht die Schattenseiten dieser Liebe, weiß bis jetzt noch nichts von der Gemeinheit, mit der die Welt diese Liebe verdammt! Ich werde alles versuchen ihn von denen fernzuhalten, die in dem Schmutz dieser entsetzlichen Leidenschaft waten, mit denen wir zu verkehren gezwungen sind, weil uns das Gesetz gleich jenen brandmarkt. Doch ist diese Leidenschaft entsetzlich," fragte sich der Doktor nach einer Weile? „Nein, nie und nimmer oder die Natur ist entsetzlich, die diese Triebe in uns erzeugt, in uns geschaffen; nur das Gesetz, die Sitte macht diesen Trieb zu einem gemeinen, weil wir in der Minderheit sind, darum werden wir verdammt und gekreuzigt. Macht das Gesetz es nicht auch so mit der Armut, mit den Unehelichen, mit den Kranken? Sind nicht diese auch verdammt, verurteilt, weil es der Masse so gefällt? Eine schöne, sittliche Weltordnung!" Er wollte laut auflachen, aber er unterließ es, da er Hugo tief Atem holen hörte.

„Na, nun steht aber endlich auf, ihr beiden Sieben=

schläfer," rief Fritz Behrens, indem er die Thürklinke des Schlafzimmers in der Hand hielt! „Seht da liegen sie noch und wissen doch, daß heute ein Festtag im Behrens'schen Hause stattfindet. Deine Mama und Marthel, Hugo, sind schon seit ½ Stunde im Kaffeezimmer und warten wir alle auf Euch Beide."

Mit einem Ruck war Hugo aus dem Bett. Dem Doktor wurde es sichtlich schwer aufzustehen, hatte er doch erst wenige Stunden geschlafen. Er konnte keine Ruhe finden, so sehr hatte ihn wieder diese Frage beschäftigt.

„Du mußt Dir aber einen kleinen Affen gekauft haben, Hermann, siehst ja aus, als hättest Du drei Tage im Sauerkrautfaß gesessen!"

„Laß uns nur allein," erwiederte der Doktor, „wir werden gleich unten sein!"

„Aber, Hermann, wie siehst Du aus? Fritz hat in der That Recht, fehlt Dir etwas mein Lieber?"

„Nein, lieber Junge, das sind die Folgen der gestrigen Unterhaltung. Na, ein kleiner Guß kalten Wassers und ich werde wieder wohler aussehen. Es mußte gestern Abend diese Aussprache sein, wir werden noch manche solcher Stunden erleben. Ja, ja, da nennen uns die Menschen glücklich! Könnten sie doch hineinsehen in unser Inneres, wie es da oft zerrissen ist, als ob kein Platz mehr für Glück und für Liebe."

„Und doch bin ich froh, daß ich Dich habe, Hermann! Ich weiß nicht, trotz alledem bin ich heute ganz fidel, ich könnte es jedem erzählen, daß ich Dich lieb habe. Kann denn das ein Verbrechen sein? Ich denke gar nicht mehr daran, was ich gestern Abend gesagt habe."

So sind wir, dachte Hermann: Himmelhoch jauchzend — zum Tode betrübt! Es ist nun einmal so ein Mittelding in uns gelegt, bald zu Allem bereit und dann wieder verzagt.

„Hoffentlich denkst Du stets so, Hugo?"

Hugo faßte ihn stürmisch und umschlang ihn mit beiden Armen. „Du, lieber Hermann, Dir verdanke ich ja dieses

mein Glück, Du hast mich aufgeklärt, hast mir das Dunkel erhellt, in dem ich herumgetappt, nun sind wir bald für immer vereint!“

Hermann nahm Hugo's Kopf in seine Hände, er sah ihm lange in seine Augen, drückte einen Kuß auf seinen Mund: „Auch ich bin glücklich, trotz Allem, mein Junge, wir Beide wollen kämpfen vereint, einer des Anderen Last tragend, einer des Anderen Freude teilend!“

„Das muß eine herrliche Zeit werden!“ antwortete Hugo. „Nun komm, mein Junge, man wartet unten auf uns, der Vater wird poltern, Du weißt, er sieht es nie gern, wenn man länger schläft als er.“

Frau Behrens begegnete Beiden auf der Treppe. Nach dem „guten Morgen“ sagte sie sofort: „Hermann, wie siehst Du aus, Du bist doch krank, ich sah es ja gestern Abend schon und das soll heute ein Brautfest geben auch für Dich! Anna hat schon Selbstgebackenes herübergeschickt heute Morgen mit einem besonderen Gruß an Euch Beide.“

Der Doktor und Hugo lachten.

„Wenn das die Mama wüßte!“ meinte Hugo. „Komm, komm, Fritz ruft schon wieder nach uns.“

„Endlich,“ meinte Vater Behrens, „endlich seid Ihr da. Wir haben geglaubt, Ihr wäret schon zu Martens hinübergegangen und hättet dort den Morgenkaffee getrunken. Marthel meinte es vorhin. Na, ich hätte natürlich an solch einem Tage mir es nicht nehmen lassen, als erster der Anna den Morgengruß zu bringen und Hugo als Dein Freund hätte sich angeschlossen, so kalkulierten wir.“

„Da habt Ihr eben falsch kalkuliert“, erwiderte der Doktor lächelnd.

„Anna hat Dir schon einen besonderen Gruß geschickt, Hermann,“ sagte die Frau Pastor, „es hilft doch nichts mehr, daß Ihr beide so heimlich thut, alle Welt weiß und spricht schon davon.“

„Ja“, sagte der alte Behrens, und die Anna geniert sich

auch gar nicht, die macht es ganz recht, sie hat uns schon etwas zum Kaffee geschickt und wie das schmeckt!“

„Das ist's gerade,“ warf Martha Rehmann ein, „was mir nicht gefällt. Hätte Anna Absichten auf Hermann, so würde sie das nicht gethan, haben darin kenne ich sie besser.“

„Siehst Du, wie der Hermann lacht,“ erwiderte Herr Behrens. „Hier auf dem Lande ist man nicht an so viele Formen gewöhnt. Hier geht man gerade aus, dazu gehört die Anna sozusagen zum Haus.“

„Nun, und was sagst Du zu Allem, Hermann?“ fragte Fritz, „bist doch die Hauptperson in der Sache.“

„Was soll ich dazu sagen? Ich habe ja nichts zu sagen. Ihr sagt ja Alles für mich, Ihr müßt es wissen, wenn nur ich auch etwas davon wüßte.“

„Ha, ha, ha.“ Alles lachte. „Nein, da seht mir doch diesen Schwarzkünstler an!“ rief Herr Behrens.

„Ihr wollt es gern, so möget Ihr es glauben. Hier ist der Wunsch der Vater des Gedankens.“ — „Mundus vult decipi“ flüsterte er Hugo ins Ohr, „selbst die eigenen Eltern wollen betrogen sein, weil sie es wünschen.“

Die Tafel war aufgehoben, in zwei Stunden wollten schon einige der Gäste wieder abreisen, nur um den Zug zu benutzen, da man keine eigenen Wagen mitgebracht hatte.

Anna Martens hatte wieder neben dem Doktor gesessen; Hugo ebenfalls mit seiner Tischnachbarin neben Anna. Es war viel gelacht worden, wenn auch nicht so laut und offen wie gestern Abend, da doch Festtafel stattfand, auch viele ältere fremde Gäste zugegen waren.

Allgemein hatte man die Proklamierung der Verlobung erwartet.

Anna war so fröhlich heute, da ihr der Doktor die Hauptpunkte der Unterhaltung von gestern Abend mitgeteilt, sie auch über die Wünsche in Betreff der Verlobung unterrichtet hatte,

daß nach Aufhebung der Tafel dieser oder jener den andern verdutzt fragte: „Haben Sie die Proklamierung der Verlobung in den Reden gehört?" — „Nein" ich auch nicht." — „Eigentümlich", klang es zurück.

Am meisten hatten sich wohl der alte Behrens und Herr Martens heute geärgert, hatten sie doch gestern Abend schon Alles verabredet: „die beiden Hochzeiten sollten auf dem Behrensschen Hofe gemeinsam gefeiert werden." Und nun, Alles war Essig!

Getrunken hatten die alten Herren desto mehr, die Köpfe glühten ordentlich von Wein. „Na, ich glaube," meinte Herr Martens bei einer Partie Skat, zu der sich die älteren Herren zurückgezogen, „es wird doch noch etwas aus den Beiden." „Es ist schon etwas, glaube es mir," erwiderte der alte Behrens, „sieh, dort gehen sie Arm in Arm!"

„Aber was lachst Du denn so, Hugo?" — Hugo stand unbeachtet hinter den Herren, er hatte eine Bestellung von Frau Behrens an ihren Mann auszurichten und hatte die Unterhaltung, ohne es zu wollen, mit angehört. — „Warum lachst Du denn?"

„Nun ich sehe, Onkel, Du ziehst ja den Jungen anstatt des Königs." Ja, ja, da sieht man, was die Unterhaltung macht! Ich glaube, ich sehe nicht mehr besonders, hole mir doch, bitte, meine Brille!"

Die schwere Stunde des Abschieds stand den beiden Freunden jetzt bevor. Hugo hatte sich in liebenswürdigster Weise von Anna verabschiedet. „Nicht wahr, Hugo, Du schreibst mir auch einmal von Hamburg aus?" — Seit gestern duzten sich die Zwei auf besonderen Wunsch Hermanns — „Hamburg war mir immer als eine so ungemein interessante Stadt geschildert, zudem die Nähe des Wassers, der große Verkehr; sobald Ihr dort seid, besuche ich Euch mit Fritz und Martha; ich habe noch nie das Wasser, noch nie ein Schiff gesehen."

„Gern möchte ich einmal so eine Fahrt nach drüben unternehmen. Wer weiß, vielleicht fahren wir drei zusammen hin?"

„Bist jetzt nicht mehr eifersüchtig, Hugo?“

„Man kann es noch nicht wissen,“ erwiderte er.

„Siehst Du, aus dem ersehe ich, daß Du nicht mehr eifersüchtig bist. Eigentlich schade, es war zu nett, so eine kleine Komödie zu spielen.

„Wir werden oft von ihm reden, wie Anna, wenn wir jetzt allein sind, jetzt kennst Du ihn und er Dich!“

„Wie lange bleibst Du denn noch hier, Hermann?“ fragte Anna Martens.

„Bis zum 1. November,“ antwortete der Doktor.

„Und wann segelst Du nach Hamburg, zu Deinem Hugo?“

„Ich denke Ende Februar oder Anfang März. Uebrigens sehen wir uns ja noch zweimal, zu Weihnachten und auf der Hochzeit von Fritz und Marthel Ende Januar.“

„Wie gut Ihr Beide es doch habt!“ sagte Anna. „Ihr Männer kommt in die Welt hinaus, seid nicht gebunden an leere Formen und althergebrachte Sitten; dürft gehen, wohin Ihr wollt, schaffen, was Ihr wollt; könnt durch Euren Beruf nicht gehindert Euren Freunden folgen! Und wir Mädchen, wir Frauen stehen immer noch dort, wohin eine alte Tradition, die längst überwundene, uns gestellt. Wäre ich ein Mann, dann wäre ich frei, dann dürfte ich handeln, wie ich wollte, aber so bin ich gebunden durch tausend unsichtbare Fesseln.“

„Anna, geh doch in die Stadt,“ sagte Hermann, „studiere doch, Du weißt ja, daß Ihr Mädchen jetzt die Universität besuchen dürft, selbst in unseren deutschen Landen stehen Euch viele Berufe offen, Ihr Frauen kämpft ja mächtig für Eure Rechte!“

„Für Eure Rechte? Hermann, ist das Ironie oder ist das Dein Ernst?“

„Gewiß, Anna, es ist mein Ernst. Warum sollte eine Frau weniger Recht haben als ein Mann? Gerade ich als Arzt, ich von meinem Standpunkt aus sehe überhaupt gar keinen Unterschied, der so groß wäre, daß er Mann und Weib trennen könnte als Menschen, denen nicht gleiche Rechte, gleiche

Pflichten zukämen! Wie viele Frauen haben wir, die im Leben unendlich viel mehr und viel größeres leisten als ein Mann! Nur die tausendjährige Tradition, nur die sogenannte Zivilisation, der Kampf ums gemeine Dasein hat die Frau schwächer, kleiner und niedriger gemacht."

„Jetzt entbrennt ein anderer Kampf ums Dasein und aus diesem wird die Frau teilweise als Siegerin, als Gleichberechtigte hervorgehen."

„Ist das auch Deine Ansicht, Hugo?" fragte Anna. „Du sagst ja nichts."

„Ich habe mich noch zu wenig mit dieser Sache beschäftigt, aber ich stehe ganz auf Hermanns Standpunkt. In Hamburg haben übrigens schon viele Frauen Stellungen, die früher von einer Frau bekleidet zu sehen als gegen alle Sitte verstoßen hätte."

„Aber was hilfts mir?" sagte Anna. „Ich sitze hier auf dem Lande; was würden meine Eltern zu solchen Ideen, was die Verwandten sagen? Man würde mich für verrückt halten. Ich habe schon längst eine Idee, hier wird ein Krankenhaus gegründet, Du richtest es ein, Hermann, und ich übernehme die Leitung."

„Da wirst Du aber die Krankenpflege und was dazu gehört, lernen müssen."

„Brillant, brillante Idee von Dir, Hermann! Gegen ein solche Idee werden die Eltern nichts einzuwenden haben; glauben sie doch, daß ich es Deinetwegen thue. Ich komme nach Berlin und werde dort einige Monate als Pflegerin mich einarbeiten. Hoffentlich erlauben es die Eltern!"

„Aber Hugo, es ist die höchste Zeit für Dich, Du mußt morgen früh im Geschäft sein!" rief Frau Pastor von der Treppe herunter.

„Adieu, mein Sohn! Grüße den Onkel! Auf Wiedersehen bis Weihnachten!"

„Leb wohl, Anna! Leb wohl, Hugo!" Es schien, als ob Annas Augen feucht wurden; sie stand am Fenster und winkte

den Beiden nach, aber sie sahen es nicht mehr, der Mond wurde gerade von vorüberfliegenden Wolken bedeckt.

„Wie ganz anders sage ich Dir heute Lebewohl, lieber Hugo, als vor 7 Wochen in Berlin. Heute bist Du mir unendlich viel näher gerückt und doch lasse ich Dich viel leichter ziehen, weil ich weiß, wie Du zu mir stehst und wie Du fühlst."

„Ja damals war ich noch nicht so fest," sagte Hugo, „wie heute. Jetzt kann kommen, was da will, ich stehe fest, treu zu Dir. Auch bin ich nun beruhigt, nun Du mich über das Wesen unserer Liebe aufgeklärt hast."

„Vergiß mich nie, Hugo, wenn Du allein bist; denke stets an mich, wenn Dir Versuchungen nahen sollten!"

„Sei unbesorgt, Hermann, stets wird mir Dein Bild vor der Seele stehn! Ich kenne nur den einen Gedanken und dieser ist: sobald als möglich mit Dir, Geliebter, vereint zu sein!"

„Das ist auch mein Wunsch, mein Junge! Wir wollen uns den Abschied nicht schwer machen; ich sehe, wir werden Beide wieder traurig, das soll nicht sein. Gehören wir uns doch, sind wir doch zusammen, wenn auch getrennt. Wie heißt's doch in dem schönen Lied? ‚Und sind wir auch fern von einander, so sind doch die Herzen sich nah!' Und jeden, ja jeden wird's freuen, wenn dem Andern was Gutes geschah!

Uebrigens noch einmal herzlichen Dank für Dein Bild! Wie wird mich das erfreuen; nun habe ich Dich stets vor mir."

„Das Deine steht auf meinem Schreibtisch, Hermann! Mein erster Blick Morgens und mein letzter Abends fällt auf Dich."

„O selige Zeit der jungen Liebe! Kann es etwas Schöneres geben, als wenn zwei Menschen eins werden? Hoffentlich bleibt es immer so. Leb wohl, mein guter Hugo!"

Noch ein Kuß, noch ein Händedruck und der Zug entführte Hugo Rehmann den Blicken des ihm nachsehenden Freundes.

Es war im Herbst des Jahres 1893, als in der fünften Nachmittagsstunde ein junger blonder Mann eilig die Stufen der Treppe hinaufeilte und an der Thüre im ersten Stock klingelte.

„Ah, Sie sind's Herr Rehmann," sagte ein junges Mädchen, welches die Thür öffnete, „ich dachte, es wären noch Patienten!"

„Nein, Marie, ich habe den Schlüssel vergessen und glaubte, es sei schon höchste Zeit zum Mittagsbrot. Ist der Doktor noch beschäftigt?"

„Er wird bald fertig sein, es ist nur ein Patient mehr im Wartezimmer. Der Tisch ist schon gedeckt, darf ich Ihnen einen Teller Suppe im Voraus bringen?"

„Ich danke, Marie, ich will warten bis der Doktor fertig ist. Er ist aber jetzt sehr angestrengt, sogar den Abend muß ich ihn oft vermissen."

„Der Herr Doktor reibt sich auf bei dieser Praxis, sagte Marie; aber Glück hat er. Denken Sie, erst 1½ Jahre hier, und schon solch eine Praxis!"

Hugo Rehmann war in's Wohnzimmer getreten, nachdem er Hut und Ueberzieher abgelegt.

Eine geraume Zeit ist verflossen, seitdem wir von den Beiden nichts mehr gehört haben.

Der Doktor hatte den Winter in Berlin zugebracht, fleißig hatte er die Kliniken besucht, verschiedene Kurse genommen, so war ihm die Zeit schnell dahingeflogen. Das einzige Vergnügen bildete für ihn der Besuch des Theaters oder der Verkehr mit einigen Kollegen, mit denen er in der Regel bei Bätzow auf der Friedrichstraße zusammentraf.

Anna Martens wollte absolut sich in Berlin zur Krankenpflegerin ausbilden lassen, aber da kam sie bei den Eltern schön an. „Du Krankenpflegerin," sagte ihr Vater, „daraus wird nichts." Auch Frau Martens wollte zuerst unter keinen Umständen einwilligen. „Ich weiß nicht," sagte sie, wie Anna auf diese Idee gekommen ist!

„Ich auch nicht," antwortete Herr Martens. — „Halt ich hab's, vor Kurzem hatte ich mit Hermann eine Unterredung wegen seiner Niederlassung, ich sagte ihm, er solle sich hier niederlassen, sogar ein Krankenhaus wollten wir ihm bauen; sollte das Anna gehört haben?"

„Und wenn," sagte Frau Martens, „Anna kann doch nicht als Frau Doktor die Leitung eines Krankenhauses übernehmen, da hat sie genug zu schaffen im eigenen Hause."

„Warum denn nicht," fragte ironisch ihr Gatte, „warum denn nicht?" Er war nämlich ein Feind jeglicher Emancipationsbestrebungen der Frauen — „Heutzutage strebt man ja darnach, die Wirtschaft im Hause den Dienstboten zu übertragen und so einen gelehrten Beruf als Schriftstellerin, höhere Lehrerin usw. zu ergreifen. Anna kann sich ja den Doktorhut noch erwerben."

„Ich sehe, wohin Du hinaus willst! Du findest es lächerlich, wenn man uns Frauen auch Rechte einräumt, wenn auch wir ein Wort mitsprechen wollen von Politik und Erwerb. Ist denn nicht heute so manche Frau darauf angewiesen?"

„Aber die reiche Tochter des Gutsbesitzers Martens nicht; niemals werde ich dulden, daß Anna solch eine Komödie anfängt. Will sie nicht heiraten, so kann sie das Gut später verwalten. Du bist's, Else, die dem Kinde solche Sachen beigebracht!"

„Ich, Otto? Nein, da thust Du mir Unrecht; seit jeher war Anna eine selbständige Natur. Allein wuchs sie auf ohne Geschwisterliebe, ohne den Verkehr mit gleich gesinnten Mädchen Hugo und Fritz Behrens waren ihre einzigen Freunde; sie war beständig um uns; was Wunder, wenn sie frühzeitiger reif wurde als sonst Mädchen ihres Alters."

„Aber woher sie nur diese Schrullen haben mag? Ich glaube, aus der Heirat mit dem Doktor wird nichts," sagte der alte Martens, „und so sehr hatte ich mich gefreut ihn als Schwiegersohn zu begrüßen."

„Mir scheint die ganze Sache auch nicht mehr klar,"

antwortete seine Frau; „obschon sie Tag für Tag mit einander verkehren. Sie verkehren mit einander wie Bruder und Schwester, aber nicht wie zwei Verliebte. Laß Anna doch ihren Willen, lieber Otto! Sie ist Dir doch sonst in jedem Punkte eine folgsame Tochter.“

„Ja, Else, das Mädel ist mir ans Herz gewachsen, sie ist mein ganzer Stolz. Schade, daß es nicht ein Junge ist. Schon früh hatte sie solch eine Liebe für Pferde und Hunde daß ich oft dachte, sie könnte gut einen Jungen abgeben.“

„Siehst Du, die alte Geschichte! Stets ist euch Männern ein Junge lieber. Werden wir Frauen nicht gezwungen für gleiche Rechte zu kämpfen?“

„Na, ich bin allein gegen Euch Beide, Ihr steht da fest zusammen, aber nach Berlin geht Anna auf keinen Fall; sonst kommt sie mir wie eine ganz Emancipirte wieder, denn dort siehst Du oft Frauen, denen man es nicht mehr ansieht, daß sie Töchter der verführerischen Eva sind.“

Anna Martens kam wirklich nicht nach Berlin, auch auf Hermanns ansdrücklichen Wunsch nicht.

„Will sie absolut zur Krankenpflegerin sich ausbilden lassen, so mag sie nach Bielefeld oder Kaiserswerth gehen, dort haben wir Freunde, auch kenne ich diese Anstalten lange Jahre hindurch, aber nach Berlin kommt Anna nicht,“ sagte Herr Martens.

„Und weshalb nicht, Onkel Martens?“ fragte Hermann.

„Weil ich nicht will, daß man mir später nachsagt, der alte Martens hat seine Tochter selbst zu einer Emanzipierten gemacht, er hat sie selbst in das Zentrum der Emanzipation geschickt, er will noch auf seinen alten Tag aus der Anna einen Mann machen.“

Hugo wußte, hier ist nichts mehr zu machen.

„Also ich gehe nach Kaiserswerth,“ sagte Anna.

„Gut, wenn Du nicht anders willst, so sind wir einverstanden.“

Schon hatte man sich in Kaiserswerth erkundigt; die

Meldung war angenommen, Alles war geordnet und vorbereitet, als Frau Martens plötzlich schwer an Bauchfellentzündung erkrankte und in wenigen Tagen unter den gräßlichsten Schmerzen dieser Krankheit erlag.

Große Trauer herrschte auf dem Martenschen Hofe, der alte Martens schien wie umgewandelt. Der Tod seiner Frau hatte den trotzigen, starken Mann so erschüttert, daß er in der ersten Zeit sich gar nicht mehr um die Wirtschaft kümmerte. Anna hatte dieser Schlag doppelt schwer getroffen, hing sie doch mit einer geradezu unbeschreiblichen Liebe an ihrer vorzüglichen Mutter, aber sie vergaß nicht unter dem Schmerz ihre Pflicht. Unter diesen Umständen hatte sie natürlich den Plan einer Krankenpflegerin längst aufgegeben. Ihre Aufgabe sah sie jetzt darin, ihrem so schwergebeugten Vater, der sich gar nicht fassen konnte, treu zur Seite zu stehen.

Hermann zeigte sich auch hier als wahrer Freund. Er war sofort aus Berlin auf Anna's Depesche herbeigeeilt und fand die Aerzte aus der Stadt gerade zur Konsultation noch vor. Die Aussicht, welche die Aerzte gaben, war hoffnungslos.

Hermann wich nicht von Frau Martens Bett, bis sie selbst erlöst wurde von ihren Schmerzen.

Als die Drei allein waren am letzten Tage und Herr Martens auf einige Stunden auf dringenden Wunsch Annas und Hermanns sich zur Ruhe begeben, sah Frau Martens die Beiden mit solch einer innigen Liebe an, daß Anna ihre Hände küßte und unter Thränen sagte: „Hermann ist mir gut, er wird mich nie verlassen, er wird mir stets ein treuer Freund bleiben!“

„Ja, Tante Martens, ich werde Anna nie verlassen, ich werde ihr wie in den Jugendtagen so stets derselbe Freund bleiben!“

„So reicht Eure Hände,“ sagte Frau Martens leise, das Morphium hatte die Schmerzen teilweise genommen und schon zeigte sich der besänftigende Vorbote dieses schlafbringenden Mittels; „bleibt denn treue Freunde, ich segne den Bund

Eurer Freundschaft, vielleicht ist es besser so für Euch Beide!“ Thränen strömten aus ihren Augen, die Schwäche übermannte die Kranke, sie schlummerte ein.

Als sie erlöst war, sagte Anna, „ein schönes Testament hat die Theure uns hinterlassen, sterbend hat sie einen dem anderen übergeben.“

Und Hermann hatte das Gelübde treu erfüllt. Wo er Anna eine Freude machen konnte, wo ein Wunsch zu erfüllen war, überall stand er ihr zur Seite. In steter Korrespondenz blieben sie, und ein großer Trost war es für Anna, wenn sie so ganz frei und offen über Alles in ihren Briefen zu Hermann reden durfte.

Als auf Annas Drängen der Vater zur Zerstreuung auf einige Wochen nach Altona reiste und auch Berlin besuchte, war es Hermann, der ihn überallhin begleitete und den Traurigen zu zerstreuen suchte. —

Die beiden Freunde Hermann und Hugo hatten sich, bevor Hermann nach Hamburg übersiedelte, noch öfters gesehen. Weihnachten hatte Hugo den Doktor in Berlin besucht und von dort waren sie in die Heimat gefahren; es waren Festtage im doppelten Sinne für Beide gewesen; die Freude des Wiedersehens war eine große, waren sie sich doch von Tag zu Tag, mit jedem Brief näher gerückt. Es war in der That etwas Wunderbares diese Liebe der beiden Freunde; es gab nichts, wovon nicht der eine den anderen benachrichtigte, nichts, was sie nicht mit einander teilten!

Und mit welchem Eifer Hugo arbeitete, mit welcher Freude er seinen neuen Posten ausfüllte, das wußte am besten der Onkel, welcher der Frau Pastor im Briefe mitteilte: „Hugo ist wie verändert, früher oft so still und verschlossen ist er jetzt nicht nur mein fleißigster, sondern auch mein tüchtigster Arbeiter, der seine Stelle voll und ganz auszufüllen versteht, seit Marthas Verlobung ist er wie umgewandelt!“

War es ein Wunder, wenn die Eltern sich darüber den

Kopf zerbrachen und die Frau Pastor leise das Thema zu berühren wagte: Sollte Hugo wohl eine Braut haben?

„Warum nicht gar, Anna,“ erwiderte der Pastor, „Ihr Frauen denkt immer gleich an Liebe und dergleichen; es wird die Freude über die verantwortungsvolle Stellung sein, die ihm der Onkel übertragen.

Weiß ich's doch aus meinen jungen Jahren, wie froh ich war als ich endlich als Kandidat eine Hilfspredigerstelle erhielt!“

„Und dachtest Du nicht auch da bald ans Heiraten, Alterchen?“

„Aber, Anna, ich war auch viel älter!“

„Na, vielleicht höchstens zwei Jahre!“

Aufgefallen war den Eltern weiter nichts an dem Verkehr ihres Sohnes mit Hermann Behrens, umsomehr als in der Familie der Glaube an die Verlobung Hermanns mit Anna Martens wie eine sichere Thatsache feststand. Man hatte allgemein erwartet, daß die Verlobung auf der Hochzeit von Fritz und Martha, welche im Februar gefeiert, eine öffentliche werden würde; im Geheimen galten sie ja als Verlobte, umsomehr, da Hermann fast täglich bei Martens verkehrte und der Verkehr zwischen Beiden sich immer inniger gestaltete.

Als nun aber Frau Martens so plötzlich starb und Hermann Tage lang im Martenschen Hause wohnte, hegte man erst recht keinen Zweifel mehr daran, daß die Beiden ein Paar werden würden. Daß die Verlobung jetzt keine öffentliche wurde, schob man dem Umstande zu, daß in der ersten Trauerzeit Anna sich doch unmöglich verloben könne.

Erst als der Doktor im Frühling seinen Entschluß kundgab nach Hamburg zu ziehen und dort sich niederzulassen, war man in gewisser Beziehung in beiden Familien überrascht.

Der Doktor wußte jedoch alle Bedenken zu zerstreuen; es sei ihm eine Stelle als Assistenzarzt eines alten, sehr beschäftigten Arztes in Hamburg angetragen, welche er unter keinen Umständen ausschlagen dürfe, da ihm so etwas nicht so schnell wieder geboten werden würde.

Die Wahrheit jedoch war diese, die Stelle war in einer medizinischen Zeitung ausgeschrieben, der Doktor hatte sich um dieselbe beworben und in Folge seiner günstigen Zeugnisse erhalten.

Der alte Behrens war sehr ungehalten, daß sein Sohn nicht auf Behrenbaum bleiben wollte, aber es half kein Bitten und Ueberreden. Hermann zog nach Hamburg, wo er nur kurze Zeit bei dem alten Arzt als Assistent blieb. Schon nach sechs Wochen mußte der alte Herr krankheitshalber seine Praxis niederlegen und Hermann eröffnete seine eigene Praxis.

„Was sagst Du nun, Anna,“ fragte der alte Martens, als seine Tochter ihm die Nachricht mitgeteilt hatte, welche Hermann ihr in dem letzten Briefe angezeigt, „was sagst — Du nun?“ Das „Du“ hatte er besonders betont.

„Ich, Vater, was soll ich sagen? Ich wünsche ihm von ganzem Herzen eine gute Praxis und —“

„Und eine schöne Braut,“ sagte ironisch Herr Martens.

„Und recht viel Glück, ja möge er recht glücklich werden, der brave Mensch,“ antwortete Anna!

„Und Du und Dein Verhältnis zu ihm?“ platzte Herr Martens heraus; es war das erste Mal seit dem Tode seiner Frau, daß er so aufgeregt war.

„Und mein Verhältnis zu Hermann wird sich in nichts ändern, lieber Vater; Hermann bleibt mir in Hamburg derselbe treue, liebe Freund, der er mir hier und in Berlin und auf der Universität gewesen.“

„Nun steht mir aber der Verstand still. Nein, so etwas kannte man in meiner Jugend nicht von Liebe und Freundschaft zwischen Mann und Weib, solch einen Verkehr gab es damals noch nicht; er hat Dich furchtbar blamiert, wenn er Dich nicht nimmt, dieser Hermann, dieser Doktor, wenn er Dich sitzen läßt, meine Tochter, nachdem alle Welt es weiß, ich, ich—“

Anna ließ ihn nicht ausreden, „aber ich bitte Dich, Vater, sei doch ruhig! Was hat Dir Hermann Behrens gethan, daß Du ihm solche Vorwürfe machst?“

„Mir, mir nichts, aber Dir und durch Dich mir und meinem Namen!"

„Vater, sind nicht Hermann und ich Freunde seit unserer Jugend, hat er nicht treue Freundschaft gehalten? Stand er uns nicht stets zur Seite, noch vor wenigen Monaten beim Tode der Mutter?"

Die Erinnerung an seine Frau schien Herrn Martens tief zu bewegen, er wurde sehr traurig. „Ach Anna, wie gern hätte es Deine Mutter gesehen, wenn sie Euch Beide noch hätte segnen können!"

„Das hat sie gethan, Vater, noch kurz vor ihrem Tode, als Du Dich etwas ausruhen wolltest und wir drei allein blieben."

„Nun, was ist denn jetzt? Warum sagtest Du mir nichts davon, Anna?"

„Es ist nichts, was Dich interessieren könnte."

„Mich nicht interessieren, Deinen Vater, wenn ihr Beide Euch verlobt?"

„Hermann sowohl wie ich heiraten nicht, aber treue Freundschaft wollen wir halten bis an das Grab, und diesen Freundesbund hat die Mutter gesegnet."

„So, das ist wohl das Modernste, das ist wohl freie Liebe?" spottete der alte Herr; „nein, jetzt kenne ich mich nicht mehr aus, nun weiß ich wirklich nichts mehr zu sagen."

„Spotte nicht, Vater! Das Verhältnis zwischen Hermann und mir ist stets ein reines, heiliges und nur freundschaftliches gewesen. Ich weiß ja, daß Du es gern sähest, wenn wir heiraten würden und nehme Dir Deine Bemerkungen nicht übel. Aber willst Du uns denn zwingen zum Heiraten, Hermann zwingen, wenn er nicht will?"

„Dann wird er eine andere heiraten. Anna, Du wirst nicht mehr an ihn schreiben!"

„Das erstere glaube ich nicht und das zweite wirst Du mir nicht verbieten. Die Mutter habe ich verloren, soll ich

den einzigen Freund, meinen treuen, besten Freund auch verlieren?"

„Ich habe Dir Unrecht gethan, Anna, ich fühle es, hier ist meine Hand, Du bist doch meine brave Tochter!"

Anna hatte Hermann die Unterredung mit ihrem Vater mitgeteilt.

Die Nachricht hatte auf den Doktor einen tiefen Eindruck gemacht, so daß Hugo seine ganze Ueberredungskunst an diesem Abend anwenden mußte, um Hermann einigermaßen wieder heiter zu stimmen.

„Es ist doch traurig, daß wir so veranlagt sind von Natur," sagte der Doktor, nachdem er den Brief gelesen, „daß wir kein eheliches Glück finden, keine Familie uns gründen dürfen, wie viel müssen wir doch entbehren!"

„Du kannst ja Anna heiraten, Hermann!"

„Erstens kann ich Anna nicht heiraten, weil ich ihr nie die eheliche Treue würde halten können, denn nach unseren heutigen Begriffen würde die Liebe eines Ehemann's zu einem anderen Manne ein doppeltes Verbrechen sein, und dann, was würde aus Dir, aus dem Bunde zwischen Dir und mir?"

„Ich trete zurück, wenn Du mit Anna glücklich werden kannst."

„Nie, mein Junge, nie kann ich Dich lassen, selbst wenn ich verheiratet wäre, würde meine Liebe zu Dir immer wieder von Neuem entbrennen. Ich fühle es zu tief, Du und ich, wir gehören zusammen. Würdest Du mir genommen, es würde mir die Quelle meines Lebens genommen."

„Wäre es denn nicht möglich, daß unser Bund weiter bestände, wenn Anna und Du verheiratet, zumal doch Anna in unser Verhältnis eingeweiht ist? Giebt es doch zahlreiche Beispiele, daß Männer unseres Schlages verheiratet sind, ein ganz glückliches Familienleben führen und doch der Liebe mit einem Manne bisweilen pflegen.

„Das war allerdings Sitte im alten Griechenland und ist noch heute Sitte in vielen Ländern des Südens und des Orients, aber bei uns wird es für eine Unsitte, ja für eine Schande gehalten."

„Und doch mit Unrecht," erwiderte Hugo.

„Nein, mein Junge, nach meiner Ansicht mit Recht. Sind wir so geboren, dann sollen wir entweder allein bleiben, dann dürfen wir das thun, was in uns gelegt ist von Natur, wozu uns die Natur geboren; wir sind frei und rein vor unserem Gewissen, und die Gesellschaft wird, dessen bin ich gewiß, über 50 bis 60 Jahre diese Liebe für eine rein natürliche halten und uns nicht ungerecht verdammen.

Wollen wir aber heiraten, dann müssen wir wissen, daß wir mit dem Tage der ehelichen Verbindung alle Pflichten, alle Rechte des Gesetzes und der ehelichen Gemeinschaft anerkennen, dann müssen wir leben, wie die verheirateten Männer auch, dann müssen wir uns bezwingen, und wenn es nicht mehr geht, entweder den Tod oder die Scheidung wählen."

„So, Doktor? Und wie machen es denn die meisten Ehemänner und viele Ehefrauen unserer Zeit? Halten denn diese die eheliche Treue oder weißt Du es denn nicht zu gut als Arzt, wie da gelebt wird in vielen, vielen Familien?"

„Das mögen diese Männer und Frauen vor sich und ihrem Gewissen abmachen," antwortete Hermann, „das geht mich nichts an. Das halte ich aber ebenfalls für eine Schande und Schmach, solange wir wenigstens noch diese Gesetze haben, die den Ehebruch im Allgemeinen mit Recht als etwas verwerfliches und verbrecherisches bestrafen."

„Und wenn nun so ein Mann, Hermann, der wie Du und ich veranlagt ist, diese seine Natur erst erkennt, nachdem er sich verheiratet hat; wenn er dann einsieht, daß ein verfehltes, unglückliches Leben vor ihm liegt. Wenn, wie wir erst vor vierzehn Tagen gehört haben, der Fall des jungen Amtsrichters Dir vorgelegt wird, was dann?"

„Ist er verheiratet, Hugo, und er kommt erst dann zur

Erkenntnis, was ja allerdings vorkommt, aber selten, so soll er entweder sich zu bezwingen suchen oder sich scheiden lassen. Auf alle Fälle muß er seiner Frau Mttteilung machen von dieser seiner Natur."

„Und wenn er das gethan, Hermann, wenn er, wie dieser Amtsrichter, seine Frau aufgeklärt hat und diese hingeht und es ihrer Familie mitteilt, und diese wiederum Anzeige erstattet von dem Fehltritt des Amtsrichters bei der Behörde, so daß er mit einem Schlage Amt und Würde, Weib und Kind, Ehre und Gut verliert, so daß er dasteht wie ein Verfluchter und Verworfener, was dann?"

„Fürwahr, das ist ein entsetzlich trauriger Fall, mein Junge! Das kommt auch sehr selten vor; das thut nie ein Weib, das ihren Mann wirklich lieb hat und den Namen ihres Mannes und ihrer Kinder ehrt; nie eine Familie, die sich wirklich mit klarem Verstande die Sache überlegt und noch ein bischen Menschenliebe besitzt."

„Nun, und was soll dann solch ein verheirateter Mann thun, Hermann? Du hast mir noch immer keine Antwort gegeben."

„Entweder, wie ich Dir schon gesagt habe, sich scheiden lassen oder sich zu bezwingen suchen. Ist seine Frau ein edles Weib, so wird sie ein oder zwei Fehltritte verzeihen und selbst alles aufbieten, um dieser unglücklichen Leidenschaft ihres Mannes jegliche Gelegenheit zu entziehen."

„Und darum willst Du Anna nicht heiraten?"

„Nur darum nicht, mein Junge. Ja, wir müssen viel, unendlich viel entbehren; wir sind nun einmal vom Schicksal dazu bestimmt, den Fluch auf uns geladen zu haben, aber eins habe ich mir immer erhalten die Ehre und Reinheit des Gewissens vor mir, und das zweite möchte ich um keinen Preis missen, das ist die Liebe meines Hugo, die nur dann eine reine, heilige ist, wenn ich nicht das Gesetz verletze, was selbst die Natur in jeden gelegt, das heilige Recht der ehelichen Gemeinschaft, das heilige Band der Familie!"

Hugo reichte seinem Freunde beide Hände. „Komm an meine Brust, komm, mein lieber Hermann! Sieh so edel, so rein, denkst Du, wie würde die Welt anders urteilen, wenn sie uns verstände!"

Lange hielten sie sich umschlungen die beiden Freunde dann sagte Hermann: „Es wird eine Zeit kommen, wo der Natur ihr Recht wird, das Volk selbst, das man in Dummheit und Unkenntnis erzogen, das uns jetzt am meisten verdammt und kreuzigt, das Volk selbst wird frei werden, dann wird auch uns Freiheit und natürliches Recht sein, denn nur durch ein freies, aufgeklärtes Volk giebt es Freiheit und Recht für Alle!"

„Endlich bist Du frei, endlich Hermann, sagte Hugo, als der Doktor in's Eßzimmer trat! Schon seit einer halben Stunde warte ich auf Dich."

„Guten Abend, Hugo! Aber weshalb hast Du noch nicht gegessen? Es thut mir leid, daß Du heute wieder meinetwegen warten mußtest. Du siehst, mein Junge, der Arzt ist nicht an die Zeit gebunden, er muß arbeiten, wann er gerufen wird."

„Schadet ja nichts, Hermann, wenn ich ein wenig warten muß, ich habe soeben an die Eltern geschrieben und sie selbstverständlich von Dir gegrüßt."

„In der Regel schreibe ich doch einige Zeilen unter Dein Geschriebenes, Hugo!"

„Ich habe den Eltern mitgeteilt, daß Du in letzter Zeit sehr beschäftigt seiest, auch heute nur durch mich ihnen einen Gruß senden würdest."

„Was werden Deine Eltern denken, Hugo? Sonst ging kein Brief ohne einen von mir geschriebenen Gruß ab. Du hast doch keine Geheimnisse vor mir?"

„Wie sollte ich vor Dir Geheimnisse haben, Hermann? Seitdem wir in der Gesellschaft Deines Kollegen waren, hast

Du stets Verdacht gegen mich. Fühlst Du denn nicht, daß ich Dir gut bin, daß ich niemals ohne Dich sein könnte?“

„Ja, mein Junge, die Liebe ist stets eifersüchtig, stets ist sie ängstlich das zu verlieren, was sie hat. Der Kollege sah Dich mit solch merkwürdigen Augen an und Du wurdest plötzlich rot, ich sage Dir, mir wurde kalt und heiß. Hugo, wenn ich Dich verlieren müßte, ich wüßte nicht, was ich thäte!“

„Aber, Hermann, wie Du nur reden kannst! Habe ich Dir je Gelegenheit gegeben so zu denken? Laß uns lieber heute Abend zu Hause bleiben, zumal Du abgespannt bist.“

„Das geht nicht, wir müssen hingehen, wir haben es ihm Beide versprochen. Er soll nicht glauben, daß ich nur den geringsten Grund hätte eifersüchtig zu sein. Du weißt, heute Abend giebt der Kollege eine Gesellschaft, es kommen vielleicht an zwanzig von unseren Leuten hin. Du hast noch nie so etwas gesehen, Du sollst diese Leute kennen lernen, damit Du siehst, was für widerliche Kreaturen es dort giebt.“

„Weshalb ladet Dein Kollege gerade diese Leute ein, warum trifft er keine Auswahl?“

„Er ist leider gezwungen diese Leute in sein Haus aufzunehmen; früher hat er mit einigen Verkehr gepflogen, würde er sie jetzt übersehen, diese Art von Leuten ist fähig ihn öffentlich zu blamieren.“

„Das ist ja entsetzlich“, sagte Hugo; mir wäre es lieber, wir blieben zu Hause. Als ich vor Kurzem den Onkel von dem Verkehr in dem Hause Deines Kollegen erzählte, sah er mich eigentümlich an. Der Doktor ist wohl verheiratet, fragte er? Als ich bejahte, aber ohne Kinder? Warest Du öfter in dem Hause?“

„Dein Onkel scheint vom Kollegen etwas erfahren zu haben.“

„Es ist wahr, der Lener ist früher ein klein wenig sehr frei in dieser Sache gewesen. Zudem hat er einen eigenen Geschmack; er verkehrt in dem Punkte der Liebe nur mit Leuten, die an Bildung tief unter ihm stehen; er soll einmal

an eine falsche Adresse gekommen sein und da Unannehmlichkeiten gehabt haben."

„Ich verstehe das einfach nicht, wie ein Mann von solcher Bildung mit gewöhnlichen Arbeitern verkehren kann; der Verkehr kann ihm doch nur einen sinnlichen Genuß gewähren."

„Ja, lieber Hugo, das verstehst Du noch nicht, trotzdem Du nun seit fast zwei Jahren eingeweiht bist. Seine Natur fühlt sich nun einmal nur im Verkehr mit diesen Leuten befriedigt, man könnte das in der That für krankhaft halten, aber sieh Dich doch in der Welt um! Giebt es nicht genug Männer, die auch am liebsten geschlechtlich mit Frauen aus den Kreisen verkehren, mit denen sie gesellschaftlich nie in Berührung kommen."

„Aber der Doktor verkehrt ja freundschaftlich mit ihnen, er duzt sich mit diesen Leuten; das ist mir geradezu unerklärlich," bemerkte Hugo.

„Wir kennen keine Unterschiede," antwortete der Doktor, „die so trennend wären, daß wir nicht freundschaftlich mit einander verkehrten. Dazu kommt noch, daß das Gesetz, welches uns Alle verdammt, uns näher bringt, uns verbindet; das Gesetz hebt alle Klassen und Standesunterschiede zwischen Leuten unserer Natur auf. Übrigens kann ich Dir sagen, daß es sehr viele edle auch unter unseren weniger gebildeten Uraniden giebt. Ich habe einen Schutzmann gekannt, der ein Gentleman war von der Fußsohle bis zum Scheitel. Das bischen Englisch und Französisch, die paar Formen gesellschaftlichen Verkehrs, das blanke Gold, sie alle machen nicht die Bildung. Wahre Bildung ist Sache des Herzens, echte Bildung ist ein lauterer edler Charakter und diese findest Du überall, ja unter den niederen Klassen oft noch mehr als in den oberen Regionen, wo das Meiste leere Form und konventionelle Lüge ist."

„Du stehst eben hier auf einem anderen Standpunkt als ich, lieber Hermann. Ich kann das ja verstehen, aber ich könnte nie mit Leuten solchen Schlages so verkehren wie Dein Kollege."

„Du hast hierin noch zu wenig Erfahrung und kannst eigentlich froh darüber sein. Für mich gibt es keine Klassen- und Standesunterschiede, für mich gibt es nur zwei Klassen, edle und unedle, gute und gemeine Charaktere, mit letzteren zusammentreffen zu müssen, ist mir allerdings stets ein Greuel."

„Und doch willst Du, daß wir hingehn, Hermann? Fürchtest Du denn nichts für Dich, Deine Stellung? Denke nur, wenn der Onkel, Deine Kollegen diesen Verkehr erführen!"

„Ich für mich fürchte gar nichts, Hugo. Nur um Deinetwillen, lieber Junge, der Eltern willen möchte ich jeden Skandal, jedes öffentliche Aergernis vermeiden, mir liegt gar nichts daran, ich möchte im Gegenteil öffentlich die Sache verteidigen."

„Daß es Dir geht wie Deinem Kollegen, der von K. fortziehen mußte, weil er sich zwei gegenüber Kollegen geoffenbart hat."

„Hat er Dir auch davon erzählt," fragte der Doktor?

„Ja, Lenert teilte mir auch mit, daß sie früher freundschaftlich mit einander verkehrt und öfter über dergleichen Sachen im Verein gesprochen hätten, die Herren seien ganz auf seiner Seite und seiner Ansicht gewesen, bis er sich ihnen selbst geoffenbart habe. Auf einmal sei Alles ausgewesen, sie hätten jeden Verkehr abgebrochen und ihm geschadet, wo sie nur hätten schaden können. Da siehst Du, Hugo, die feingebildeten Leute! Sagte ich Dir nicht, daß es unter allen Ständen Hallunken und Spitzbuben gibt? Sind solche Charaktere nicht Lumpen, gemeine Verräter an ihrer Ueberzeugung und an ihrer Wissenschaft? Ist es nicht feige Furcht und Angst vor der Welt, vielleicht auch gemeine Schadenfreude, daß sie wieder einen Konkurrenten zur Seite geschafft? Sind diese Leute wert, daß man sie auch nur anspuckt? Nein, da ist mir ein einfacher Arbeiter tausendmal lieber als solch ein Gesindel."

„Du kanntest sie, meinte Dr. Lenert, diese beiden Herren."

„Ob ich sie kenne; keine Schürze ließen sie als Studenten

in Ruhe. Auch erzählte mir der Kollege, daß sie, obschon verheiratet, es in nichts besser machten; der eine soll sogar unter den Augen seiner Frau eine Maitresse haben und der andere, den ich in Berlin traf, meinte: ‚ah, wenn man allein ist, muß man seine Zeit ausnützen!‘ Dazu soll er sogar als Arzt Kupplerdienste geleistet haben, indem er einen reichen, geistesschwachen Mann mit einer armen Gesellschafterin verkuppelte; er stellte nämlich als Hausarzt das Attest aus, daß der Mann gesund sei.“

„Und diese Leute wagen es, diese Leute haben Deinen Kollegen fortgejagt? Warum hat er sie denn nicht öffentlich blosgestellt?

„Weil er ein anständiger Charakter ist. Zudem ist ja das Alles erlaubt; die feine Gesellschaft lächelt, womöglich, dazu; nennt diese Herren Don Juans, aber wehe uns, wenn wir unserer Natur folgen! Wir werden gehetzt wie ein Wild des Waldes. Und diese beiden sauberen Kollegen haben doch ihre Frauen, stehen vor der Welt da als die Stützen der Gesellschaft; aber wir, denen die Natur diesen unglückseligen Trieb erzeugt, wir müssen das ganze Leben hindurch den Fluch dieses verruchten Gesetzes tragen, das schon Unzählige schuldlos in den Tod getrieben.“

„Komm, Hermann, wir wollen gehen! Ich will diese Gesellschaft heute Abend kennen lernen. Du hast Recht, wir sind die Verstoßenen, Gedrückten, wir müssen zusammenhalten, jetzt will ich erst recht morgen dem Onkel erzählen, wo ich gegewesen bin, ich habe keine Furcht mehr.“

„Na, na, du junger Brausekopf! Immer noch derselbe, so leicht fängst Du Feuer und dann wirst Du wieder schwach. Sei vorsichtig, Hugo, denk an Deine Eltern!“

„Du hast Recht, Hermann. Ich schäme mich oft vor mir selbst; ich möchte, ich wäre so stark wie Du in dieser Sache.“

„Du stehst noch in der Vorstufe, vielleicht stählt auch Dich der Kampf, aber Vorsicht müssen wir gebrauchen, so lange wir in deutschen Landen leben. Ich möchte Dich bitten, sei

besonders vorsichtig dem Onkel gegenüber! Aber nun komm', es wird die höchste Zeit, der Kollege wird schon gewartet haben!"

Dr. Lenert empfing die Beiden im Hausflur. „Brillant, daß ihr kommt, ich dachte schon, Du, Behrens, hättest durch die Praxis Abhaltung erhalten nun und Sie, Herr Rehmann wären ohne ihren Freund nicht gekommen?"

„Vielleicht doch," nahm Hermann das Wort, „er ist zu neugierig auf diesen Abend; zudem scheint er auch an Deiner Person großes Interesse zu nehmen."

„Der Kollege scherzt, er möchte nur einmal fühlen, ob Sie auch treu sind; wie Herr Rehmann?"

„Schon beim Essen wurde ich mit Ihnen geneckt, Herr Doktor; Hermann hat zu viel Arbeit und Anstrengung, das Alles macht ihn nervös, da muß er eine kleine Ablenkung haben." — „Siehst Du, wie fein Dein Freund pariert," bemerkte Dr. Lenert! „Aber kommen Sie, meine Herren, man wird auf uns warten!"

„Wo ist Deine Frau, Lenert," fragte Hermann?

„Sie ist verreist zu ihren Eltern, hat aber das ganze Abendessen vorher fast geordnet. Sie wundern Sich gewiß, Herr Rehmann?"

„Allerdings, Herr Doktor, Sie dürfen mir das nicht übel nehmen, ich dächte, die Frauen wären in dieser Beziehung sehr empfindlich."

„In der Regel ist das auch der Fall, antwortetete Dr. Lenert, aber der Bruder meiner Frau ist der Amtsrichter, von dem Sie ja gehört haben. Meine Frau ist durch diesen unglückseligen Fall selbst aufgeklärt; zudem ist sie seit ihrem ersten Wochenbett, das zu früh erfolgte, krank und darf keinen geschlechtlichen Verkehr mehr pflegen."

„Kannten Sie schon vor der Hochzeit diese mannmännliche Liebe, Herr Doktor," fragte Hugo?

„Jawohl Herr Rehmann, wenn auch nur ganz oberflächlich, aber ich glaubte, durch die Ehe und den Verkehr mit meiner Frau würde ich geheilt. Sie sehen, ich habe mich geirrt.

Meine Frau und ich leben sonst sehr glücklich. Bitte. treten die Herren ein!"

Ein eigentümliches Bild bot sich den Eintretenden dar, ein Gemisch aus allen Klassen der Gesellschaft, aus allen Ständen. Etwa 20 Herren, ältere und jüngere, mochten anwesend sein. Das Abendbrot schien schon verzehrt zu sein, man saß in Gruppen und an verschiedenen Tischen, auf denen Bier und Wein in Gläsern stand.

Es war eine lebhafte Unterhaltung, meistens drehte sich dieselbe um den Schwager des Dr. Lenert, den Amtsrichter ., der vor kurzem von seiner Frau selbst angezeigt war und sich gegenwärtig schon in Newyork befand. Ein Tisch fiel besonders auf, es mochten etwa 8 Personen an demselben sitzen, unter ihnen zwei schmucke Unteroffiziere, die ein Kaufmann eingeführt hatte; man sah es den Marssöhnen nicht an, daß sie der Göttin Urania ihre Opfer brachten. Ein junger Gärtner aber zeichnete sich so aus durch sein Benehmen und besonders durch die Stimme, daß man in dem jungen Burschen sicherlich ein Mädchen hätte vermuten können, bartlos, das Haar gekräuselt, überall mit Blumen geschmückt, schien er in seinen Bewegungen ein vollendetes Frauenzimmer. Im Übrigen war er bescheiden und zeichnete sich vorteilhaft vor einem Anderen aus, dem man nachsagte, daß er jeden zu blamieren suche, den er einmal getroffen oder in einer Gesellschaft gesehen, der es wage ihn zu übersehen, was mancher thun mußte, da er in dem üblen Rufe als Kuppler stand. Auch sonst war sein Wesen ein so widerlich aufdringliches, daß der Doktor Hugo sofort an einen anderen Tisch führte. An diesem saßen zwei Kaufleute in den zwanziger Jahren, ein junger Schlosser, ein Artillerieoffizier, der die Uniform seines Dieners angelegt hatte und sich vorzüglich als Diener zu repräsentiren verstand, ferner zwei ältere Herren, die früher in einer Provinzialstadt gelebt hatten.

Als der Doktor und Hugo eintraten, herrschte einen Augenblick eine Totenstille, plötzlich zwitscherte es an allen

Tischen, man schien ganz von der jugendlichen Frische der Beiden überrascht zu sein. Der Doktor kannte schon einige aus diesem Kreise, aber Hugo waren sie alle noch unbekannt.

Zuerst schien es Hugo peinlich zu berühren, zumal plötzlich die Thüre des Nebenzimmers geöffnet wurde und drei jüngere Herren und ein älterer eintraten, von denen zwei in Weiberkleidern erschienen. „Man will ein kleines Lustspiel aufführen, warf Dr. Lenert dazwischen, ausgezeichnete Kräfte übrigens, zwei der Herren sind Schauspieler, einer Student und hier dieser reizende Backfisch, ein junger Goldarbeiter aus Breslau.

Sie sehen, übrigens, fast alle Herren sind soliden Charakters, nur der Händler dort — er sagte das ganz leise — vor dem hüten Sie sich, aber ich mußte den Kerl einladen, Hier giebt es keine Klassen- und Standesunterschiede, wir kennen nur Menschen, allerdings müssen es lautere Charaktere sein, kleine Schwächen haben ja alle Menschen und ihre Fehler besitzen alle; von unseren Leuten spielen Manche so gern einmal das Weib, andere unter uns ekelt das wieder an, aber lasse man doch jenen das unschuldige Vergnügen! Nachher soll auch getanzt werden, wer nicht mag, kann ja zusehen!“

An dem dritten Tisch hatten die Schauspieler gesessen, welche jetzt wieder Platz nahmen; außer diesen saß noch ein älterer Herr dort, der früher in angesehener bürgerlicher Stellung durch eine Liebesaffaire mit einem Soldaten alles verloren hatte und jetzt sich kümmerlich durchschlug; die Verwandten und ein intimer wohlhabender Freund unterstützten ihn, wo sie konnten. Man wußte das so zu machen, daß er es nicht als Geschenk annahm. Noch immer war er der vornehme Herr, der er früher gewesen, wenn auch die Toilette eine bescheidene war.

Hermann begrüßte den alten Herren sehr liebenswürdig: „Guten Abend, Herr von Zeimer, wie freue ich mich Sie zu sehen! Früher in Berlin haben wir uns öfters getroffen.“

„Nun, Herr Doktor, und Sie sieht man ja nirgends, ich

habe übrigens schon von ihrem Freunde und dem entzückenden Verhältnis gehört. Sie wissen ja, unter uns giebt es nichts, was nicht entdeckt wird, in der Beziehung sind wir wie die Weiber."

„Gestatten Sie, Herr von Zeimer, daß ich Ihnen meinen Freund vorstelle! Hoffentlich sehe ich Sie öfters bei mir, Herr von Zeimer, ich habe von Dr. Lenert gehört, daß Sie in Hamburg bleiben wollen."

„Gern, sehr gern komme ich zu Ihnen, aber wissen Sie auch, was mich getroffen?"

„Mich geniert das absolut nicht", antwortete Hermann; „im Gegenteil, ich habe die Affaire mit dem schmerzlichsten Bedauern gehört und möchte gern Ihnen die schweren Stunden erleichtern, wo ich kann."

„Sie sind immer noch derselbe, lieber Doktor, immer bereit für uns einzutreten wie in Berlin, so hier. Sind Sie auch in politischer Beziehung derselbe geblieben?"

„Auch das, Herr von Zeimer, nur wissen Sie, ich muß als Arzt vorsichtig sein, aber meine Überzeugung vertrete ich, wo es sein muß. Was Ihnen begegnet ist, kann uns ja allen geschehen, wir thun ja nichts Schlechtes oder Gemeines!"

„Ein seltener Charakter ist Ihr Freund, Herr Rehmann! So einen Menschen findet man leider selten. Alle nur auf das ihrige bedacht, verraten und verkaufen die Menschen auch diejenigen, welche sie ihre Freunde nennen. Ich habe es leider erfahren müssen; ja hätten unsere Leute Mut, wären die meisten nicht charakterlose, feige Memmen, dann stände es um unsere Sachen besser."

„Das hat mein Freund schon hundertmal gesagt", erwiderte Hugo; „er ist ganz traurig oft, wenn er an das Los denkt, das wir gezogen und an die Lage, in der wir leben müssen."

„Ja, ja, das habe ich erfahren, Herr Rehmann! Selbst die, die sonst stets mit mir verkehrten, die meine Natur kannten, die immer ein Wort der Verteidigung hatten für uns Un-

glückliche, die haben mich sofort verlassen, als ich öffentlich bekannt wurde durch mein leichtsinniges Verhältnis mit einem Soldaten, der ein nichtswürdiger Bursche war."

„Sie hätten vorsichtiger sein sollen, Herr von Zeimer", warf Hermann ein; „verzeihen Sie, daß ich als Jüngerer mir das erlaube!"

„Ganz richtig, meine jungen Freunde! Als ich in Ihren Jahren war, da stand mir die Welt offen; wohin ich kam fand ich offene Arme. Später zog ich dasselbe hohe Loos, was Sie Beide jetzt gezogen, „einen edlen, lieben Freund", mit dem ich lange Jahre verkehrte. Als der gestorben, ja, Sie wissen, unsere Natur ist eine eigene, wunderbare! Mit mir Alten wollte die Jugend, unsere Jugend nicht mehr verkehren; Liebe fühlte Niemand mehr zu mir, ich sah mich gezwungen mich nach einem bezahlten Verkehr umzusehen. Nun den wirft man ab, wenn man seiner überdrüssig, denn da ist keine Liebe, keine Neigung. So hatte auch ich es gemacht, der Mensch drohte mir und ich war so thöricht ihn anzuzeigen."

„Seht, das ist das Gesetz, das wir haben", rief der Doktor erregt! „Es macht nicht nur uns unglücklich, nimmt nicht nur uns das Recht der persönlichen Freiheit, des Verkehrs, nimmt nicht nur uns das heilige Recht der Natur so zu leben, wie sie uns erzeugt, nein, es züchtet geradezu die männliche Prostitution, Verbrecher und Blutsauger, die ganze Familien in's Unglück stürzen."

„Aber heute Abend keine moralische Entrüstung, lieber Kollege", sagte Dr. Lenert! „Der heutige Abend ist nicht der Justitia, sondern der Urania geweiht, heute Abend wollen wir uns freuen wieder einmal unter uns, die Freunde unter den Freunden sein zu können."

„Hier dürfen wir wahr sein, so wie wir sind, nicht wahr, Herr Gastgeber?" fragte Herr von Zeimer.

„Nun ja, bis auf den Lump dort", antwortete Dr. Lenert.

„Seht, das ist auch der Fluch des Gesetzes! Wäre das Gesetz § 175 nicht, würden wir dann Menschen dieses Schlages

unter uns dulden, mit solchen Menschen überhaupt verkehren?" fragte Dr. Behrens.

„Nun Kinder, ich bitte um Ruhe, die Herren wollen spielen."

Das Lustspiel wurde vorzüglich gegeben, es fehlte nicht an Applaus. „Man sollte wirklich glauben, es wären Frauenzimmer," sagte Herr von Zeimer, „mit solcher Grazie und Leichtigkeit spielen sie.

„Nun ja, Herr Jeltsch war ja früher Damenimitator und ging erst später zur Bühne, nachdem ein Direktor sein vorzügliches Talent entdeckt hatte", erklärte Dr. Lenert.

Es war ein fideler Abend, die ganze Gesellschaft war befriedigt und entzückt, der Tanz hatte ebenfalls begonnen, der Doktor tanzte nicht. Hugo hatte einmal mit dem Offizier getanzt, dann unterhielten sie sich über Berliner und Hamburger Verhältnisse. Man ging von einem Tisch zum andern und plauderte, aber von etwas Anstößigem hatte man nichts bemerkt.

„Das dulde ich unter keinen Umständen, meine Herren", sagte Dr. Lenert gleich beim Beginn des Abendessens und alle respektierten den Wunsch des Gastgebers.

Der Händler, ein widerwärtiger Mensch im Alter von 28—30 Jahren, trat jetzt an Hugos Tisch und forderte ihn zum Tanz auf. Hermann stieß Hugo an den Fuß.

„Ich danke, bin zu müde", antwortete Hugo.

„Nun wohl zu fein, zu vornehm, junger Herr?" Er wollte Hugos Arm fassen.

Der Doktor sprang auf. Hugo stand schon und rief barsch: „Lassen Sie mich doch, was fällt Ihnen denn ein?"

Dr. Lenert hatte die Sache von einem anderen Tisch mit angesehen, er sprang schnell hinzu und legte den Streit gütlich bei.

Der Händler, ein gewisser Gob, zog sich unter Schimpfwörtern zurück.

„Muß uns dieser Mensch noch den Schluß des Abends

verderben", sagte Hermann. — Gob hatte sich bald entfernt, als er sah, daß Alle sich von ihm fern hielten — „eine niedrige, gemeine Seele! Kommt der Kerl noch einmal, erscheine ich nie wieder, so gern ich zu Dir komme, lieber Lenert."

„Dieser Mensch ist nach seinem Äußeren zu Allem fähig", sagte Herr von Zeimer, „der kann uns Alle verraten und thut es auch, wenn er einen Vorteil davon hat oder, wenn er sich beleidigt fühlt. Solche Gauner sind gefährlich, wir hatten derer verschiedene in Berlin, die der Kriminalpolizei sogar als Spitzel dienten."

Hugo sah ganz entsetzt seinen Freund an.

„Ja, mein Junge, das sind die Folgen des Gesetzes, umsonst rede ich nicht über die unseligen Zustände, die dieses Gesetz geschaffen."

Bis in die dritte Stunde war man zusammen. Der Auftritt mit dem Gob war längst vergessen, es herrschte wieder eine fidele, heitere Stimmung.

„Aber Hugo, es wird Zeit für uns zum Aufbruch", mahnte Dr. Behrens, morgen habe ich viel in der Praxis zu thun und Du mußt um 8 Uhr im Geschäft sein."

Man verabschiedete sich in herzlichster Weise und hoffte über 14 Tage sich bei Dr. Behrens wiederzusehen, der verschiedene Herren, mit Zustimmung Hugos, eingeladen hatte.

Am dritten Tage nach dem Abend bei Dr. Lenert, die Sprechstunde war noch nicht vorüber, ließ sich Dr. Lenert bei Hermann Behrens melden.

„Sagen Sie nur, Marie, es wäre eine dringende Sache, ich hätte keine Zeit!"

„Nun, was ist denn los, Du weißt doch, daß ich von 3 bis 4½ Uhr Sprechstunde habe?"

„Eine sehr fatale Sache, lieber Behrens, sehr fatale Sache! Vor 1½ Stunden war ein Kriminalkommissar bei mir und erkundigte sich, was bei mir vorgestern in meinem Hause vorgefallen sei. Ein anonymer Brief sei bei der Polizei eingelaufen. Die Polizei, so sagte der Kommissar, kümmert

sich in diesen Fällen sonst nicht um anonyme Briefe, aber der Briefschreiber habe mitgeteilt, daß er auch an den Oberst des Regiments einen solchen Brief geschrieben habe, da zwei Unteroffiziere von der achten Kompagnie sich an den Orgien beteiligt hätten."

„Kein andrer als Gob ist dieser Lump", rief Dr. Behrens. „Entschuldige mich einen Augenblick, ich bin sofort fertig! Es ist nur noch eine alte Dame da, die schon oft bei mir war, ich werde ihr sagen, daß ich eiligst abgerufen bin, dann wird sie auf eine Unterhaltung verzichten. Zünde Dir, bitte, inzwischen eine Cigarre an!"

„Ich danke, brenne schon so genug!"

„Ja, was hilft's Kollege? Zünde nur eine an!"

„Wenn's nicht mein Haus beträfe", sagte Lenert! „Es thut mir leid um meine Frau."

Nach zehn Minuten war Hermann Behrens wieder im Wohnzimmer.

„Nun, was ist denn der Inhalt des Briefes?"

„Es sollen gesetzwidrige Dinge vorgekommen sein, wir sollen nackend getanzt haben und dergleichen Gemeinheiten mehr. Der Kommissar hat mich auf morgen früh um zehn Uhr auf das Präsidium bestellt."

„Und was hast Du ihm geantwortet, Lenert?"

„Daß allerdings eine kleine Abendunterhaltung bei mir stattgefunden habe; daß wir getanzt hätten, aber es sei weder nackend getanzt worden noch seien gesetzwidrige Dinge vorgekommen. Diese gemeine Verleumdung könne von keinem anderen herrühren als von dem Gemüsehändler Gob."

„Den Namen hättest Du nicht nennen sollen, Lenert! Nun sind wir alle blamiert."

„Wer konnte daran auch denken? Du weißt, wie aufgeregt ich bin! Ich dachte an meine arme Frau, es war ja gar nichts passiert, was gesetzwidrig ist, der Name des Elenden entfiel mir nur so."

„Und was sagte der Kommissar?"

„Dann muß ich die Sache untersuchen, Herr Doktor; hätten Sie den Namen verschwiegen, wozu Sie ja berechtigt waren, so hätte ich weiter nichts gemacht. Es werden übrigens auch die beiden Unteroffiziere vernommen, die an dem Abend sich Urlaub genommen und späte heimgekommen sind. Es ist vielleicht besser so, daß ich die Sache untersuche, den Gob werde ich wegen verleumderischer und falscher Beschuldigungen verklagen."

„Thuen Sie das nicht, Herr Kommissar, ich bitte darum", sagte ich!

„Herr Doktor, das geht nicht, das Gesetz verlangt es. Diesen Gob haben wir schon lange auf dem Holz, der Lump muß unsicher gemacht werden, er hat schon zu viel Gemeinheiten verübt. Ich verstehe übrigens nicht, wie der Kerl in ihre Gesellschaft kommt?"

„Können Sie die Sache nicht still beilegen, Herr Kommissar? Denken Sie nur an meine Stellung, meine arme Frau!"

„Ich kenne Sie, Herr Doktor, aber Sie sind doch ein wenig sehr leichtsinnig gewesen. Wir sind ja milde in dieser Beziehung, wo es sein darf, so lange nicht gemeine Sachen gemacht werden und der äußere Anstand nicht verletzt wird, aber bei Meldungen solcher Art erlaubt es unser Amt niemals."

„Ich versichere Sie, Herr Kommissar, es ist alles erlogen, was dieser Lump gesagt."

„Nun, Herr Doktor, kommen Sie morgen um 10 Uhr! Den Gob werde ich sofort verhören und, womöglich, verhaften lassen, da mir gestern Abend eine Anzeige gegen ihn zugeschickt wurde."

„Na, Lenert", sagte Hermann jetzt, „da sitzen wir in der Patsche, der Lump wird natürlich alle unsere Namen nennen, da hilft kein Leugnen."

„Aber, lieber Behrens, wir haben ja nichts gesetzwidriges begangen. Was können sie Dir und mir, uns Allen anhaben?"

„Gesetzwidriges oder nicht, das bleibt sich gleich, unsere

Namen werden bekannt. Es giebt, womöglich, noch einen Prozeß; unsere Kollegen werden schon für Verbreitung sorgen."

„Doch da klopft's ja ganz toll; wer ist denn da? Hast Du die Klingel gehört, Lenert? Vielleicht schon ein Kommissar", setzte Hermann ironisch hinzu.

Die Thüre ging auf, Hugo trat herein, bleich wie der Tod sah er aus, kein Wort kam über seine Lippen.

„Hugo, mein Junge, was ist los? Was fehlt Dir, mein lieber, guter Junge?" fragte Hermann Behrens. „Hugo, so antworte doch!"

„Verloren, Hermann, Alles verloren, der Onkel hat mir die Stelle gekündigt." Er warf sich in den Lehnstuhl und hielt beide Hände vor das Gesicht.

„Was ist denn, mein Junge? Rede doch deutlicher!"

„Alles verraten, Du, ich, Alles verloren."

Entsetzen faßte den Doktor, er glaubte zuerst, Hugo sei geisteskrank oder trage sonst eine schwere Krankheit; er faßte Hugos Hand, legte Hugos Kopf an seine Schulter, dann sagte er: „Hugo, bist Du krank?"

„Ja, krank sind wir Alle, Hermann" lachte er laut, „krank so sagte auch Onkel Leo, aber für unsere Krankheit passe entweder das Zuchthaus oder das Irrenhaus", dann stürzten Thränen aus seinen Augen und er vergrub seinen Kopf wieder in seine Hände.

„Der Elende", rief Hermann, „der Elende! Das wagte er Dir zu sagen, meinem guten, braven Hugo?"

„Ich hab es, Kollege, ich hab es", sagte Lenert, „der Gob hat sich gerächt und hat Dich und Deinen Freund bei dem Onkel verraten."

„Der weiß ja nicht, wo Hugo arbeitet."

„Da kennst Du den schlecht, der Kerl ist zu allem fähig", erwiderte Lenert.

„Ja, von dem muß er es haben, von dem Lumpen", schrie Hugo. Onkel Leo hat mir den ganzen Brief vorgelesen, was wir trieben, die niedrigsten, gemeinsten Lügen hat dieser Gob

über uns verbreitet. Dinge standen in dem Brief, an die ich nie gedacht, geschweige denn gethan habe. Alles sei bei Ihnen, Herr Doktor, in ihrem Hause geschehn, nackt hätten wir getanzt, Orgien gefeiert, wie sie nicht bei den Wilden vorkämen."

„Dieser Lump, dieser Schurke" riefen die beiden Herren.

„Und was erwidertest Du, Hugo?

„Zuerst leugnete ich, dann aber, als der Onkel mir drohte, da sagte ich, daß wir dort gewesen; erzählte ihm Alles und sagte, was in dem Briefe stände, sei die gemeinste, niedrigste Lüge. Er fragte mich, ob denn die Unteroffiziere, der Gärtner, Schlosser, ein Arbeiter auch dort gewesen seien? Ich gestand es; ich entdeckte mich dem Onkel, erzählte ihm mein ganzes Leben; sagte ihm, daß ich unschuldig sei, daß ich von Jugend auf nur Interesse für Männer gehabt hätte, daß ich Dich liebe, daß unser Verhältnis ein reines, heiliges sei und wir nie etwas Gemeines begangen."

„Er lachte mich aus, nannte mich mit Namen, die mir die Schamröte ins Gesicht trieben, dann aber stand ich auf: noch einmal, Onkel, wage es meinen Hermann und das Verhältnis zu ihm zu beleidigen, noch einmal nenne mich mit solch einem Namen, dann vergesse ich, daß Du der Bruder meiner Mutter bist!

Ein schöner Neffe.

Onkel, Du bist eine niedrige, gemeine Seele, sonst würdest Du mich nicht so verleumden, bevor ich mich rechtfertigen kann.

Genug, antwortete er! Ich habe mich nach dem Hause des Dr. Lenert erkundigt, Du bist entlassen, darfst mein Haus nicht wieder betreten!"

Einen Augenblick waren alle Drei still; es war, als ob eine Menschenseele ihren letzten Seufzer gethan und Niemand die Ruhe des Toten zu stören wagte, dann nahm der Doktor Hugos beide Hände, sah ihm in die Augen, die heute so ver-

zagt und traurig blickten: „Hugo, mein lieber, guter Hugo, also so mußte unser schöner Traum enden, so soll das Band zerrissen werden, das uns Beide verband? Und Du, mein reiner, guter Junge, der nie etwas Gemeines oder Schlechtes kannte, viel weniger es zu thun verstand, Du mußtest durch mich ins Verderben gestürzt werden!"

Auf einmal ließ er Hugos Hände los. Es änderte sich seine weiche Stimme: '„Ha, ha, ha, es ist aus der Traum, gellte es durch das Zimmer, wieder habt ihr ein Opfer, eins? nein, viele sind's ja hier, die sich vermaßen ihrer Natur zu leben. Ha, ha, ha, eine feine Ordnung dieser gesellschaftliche Staat, eine feine christliche Sitte, wo Männer und Weiber, ja Burschen und junge Mädchen, Ehemänner und Ehefrauen Hurerei treiben dürfen, nur wir dürfen nicht so leben, wie uns die Natur erzeugt, wie die von der Natur mit dem Fluche dieser Liebe Gezeichneten!"

Furchtbar, gräßlich hallte die Stimme des Doktors durch das Zimmer. Noch immer saß Hugo sprachlos da, dann aber als Hermann fortgehn wollte, lief er auf ihn zu: „Hermann, willst auch Du mich verlassen? Bleibe bei mir!"

„Ich verlasse Dich nie, Hugo, es sei denn, daß der Tod uns trennt!" Sie hielten sich lange umschlungen die beiden Freunde, keiner sprach ein Wort, es war ein heiliger, ernster Augenblick. Wußten die Drei es doch nur zu gut, was ihnen dieser Mensch mit seinen Briefen gebracht hatte! Für Hermann und Hugo war mit diesem Tage alles vernichtet; in den Augen der Gesellschaft waren sie unmöglich, die Familie, das wußten sie, würde sie wenigstens für's erste verstoßen, ihre Existenz war untergraben. Der Onkel hatte Hugo ja aus dem Hause geworfen, sicher war ein Brief an die Eltern unterwegs. Die arme Mutter, welche schon der Tod Oswalds so sehr aufgeregt, was würde sie von ihrem Hugo, ihrem Liebling denken?

Dr. Lenert fühlte, daß er hier überflüssig. Er war im Allgemeinen sehr leicht angelegt, hatte ja auch weiter nichts

zu befürchten, da seine finanziellen Verhältnisse in bester Ordnung sich befanden. Seine Frau wußte um die Sache. Um die Praxis brauchte er sich nicht zu kümmern; falls die Sache auch bekannt wurde, schützte ihn sein Vermögen. Er hatte so manchen Sturm hinter sich, aber hier fühlte er sich doch wie beengt, er hatte seine eigene Lage vergessen, er glaubte sich gewissermaßen schuldig an dem Unglück dieser Beiden, da er doch den Gob eingeladen.

„Verzeihen Sie, Herr Rehmann, daß Sie durch mich und mein Haus in eine so unangenehme Lage gekommen sind, und Du, lieber Behrens, auch Dich bitte ich um Verzeihung!"

Hugo sprach kein Wort, es war, als ob er für nichts mehr empfänglich war.

Hermann erwiderte: „Du hast keine Schuld, Lenert; in diesem Falle darfst Du Dich ganz frei sprechen. Daß dieser Lump uns verraten, nun daran liegt ja nichts. Schuld hat die Natur, die uns gezeugt; Schuld das Gesetz, das auf die ungerechteste Weise Schuldlose verdammt; Schuld der Staat, der solch ein Gesetz geschaffen, wodurch die Minderheit verflucht und gestraft wird, wenn sie ihren Trieben nachgeht, aber die Majorität, die Mehrheit in ihren Lüsten und Neigungen geschützt und gedeckt wird, ja gewissermaßen gefeiert wird vor jenen Armen, denen die Natur verboten den gewöhnlichen geschlechtlichen Verkehr zu pflegen.

Wäre es heute nicht gekommen, so vielleicht über's Jahr oder später. Über uns hängt stets das Schwert des Damokles, wir sind nie sicher entdeckt zu werden. Die Menge hat wieder ein Schauspiel, nach dem sie so begierig ist, sie kann sich wieder rein waschen diese schmutzige Menge in dem Blut, das ihr nun geboten wird.

Es ist kein Unterschied zwischen der Zeit der Cäsaren und heute; damals lechzte das Volk offen nach Blut, damals waren es die Gladiatoren, die offen gegen sich und die wilden Tiere gehetzt wurden. Heute ist es die Presse, in deren Blättern zu lesen die Menge sich ergötzt, wie hie und da einer

vorgeführt wird, der dem moralischem Tode und dem Gesetz verfallen; heute freut sich die Menge wie damals, wenn einer zu Tode gehetzt wird, wenn es in den Blättern steht, der und der, der früher als ein Ehrenmann dastand, ist bestraft worden, ist ausgestoßen aus der menschlichen Gesellschaft. — Ha, diese Gesellschaft, in der Alles Lug und Trug ist, die immer wieder durch Skandalprozesse äußerlich sich erfrischt und reinigt, weil sie im Innern morsch und faul ist, wie eine Weide, deren Mark verdorrt und deren Rinde diese Fäulnis nur noch verdeckt."

„Entschuldige Behrens, daß ich aufbreche!" Lenert fühlte sich hier nicht wohl. Er war stets ein Mann gewesen, der nur äußerlich glänzen wollte; er war ein Lebemann, der das Leben nahm, wie es kam; er philosophierte und dachte nie über ernste Dinge nach, so ganz im Gegensatz stand er zu Dr. Behrens und Hugo. Er dachte jetzt schon wieder daran, wie er sich heute Abend amüsieren könne, nun für ihn ja die Gefahr vorüber, wie der Kommissar angedeutet hatte.

Dr. Lenert war so recht das Bild eines Uraniden, der für sich und seine Person nach außen ängstlich ist, der nur daran denkt, sich und seine Person zu schützen; zu leben, wo er immer leben kann, der Freundschaften und Verbindungen anknüpft, wenn er sich amüsiert, aber sofort sich zurückzieht, wenn eine Gefahr im Verzuge. Er suchte sich stets rein zu waschen und die Anderen, womöglich in die Patsche zu schieben; er brachte auch gern einmal Opfer, d. h. Geldopfer. Was lag dem reichen Lenert auch an einigen hundert Mark? Aber Opfer der Entsagung und Selbsthingabe, wo er hätte für einen anderen eintreten sollen, so etwas kannte er nicht.

„Ich komme morgen wieder, Behrens, wenn ich auf dem Polizeipräsidium gewesen." Hermann kam ihm zu philisterhaft vor mit seinem Weltschmerz und seinen Erörterungen. Was lag ihm an dem Gesetz? Er wollte ja nur genießen; es kam ihm geradezu komisch vor, wenn Hermann darauf drang ernst die Sache aufzufassen und Alles aufzubieten, um die Welt

aufzuklären. Nein, das fiel ihm nicht ein. Er war viel zu feige, dabei genußsüchtig und raffiniert, wo es galt seine Person in den Vordergrund zu stellen. Er war der vollendetste Gegensatz zu diesen beiden, edlen Naturen, und fühlte sich wohl in dem Kreise der gemeinen Uraniden, die er fast täglich aufsuchte.

„Es ist gut", sagte Hermann, „daß er fort ist dieser Lenert, er ist mir im Grunde genommen eine widerliche Persönlichkeit; ich glaube kaum, daß er wieder kommen wird, er hat zu viel Angst für seine Person und fürchtet stets Konflikt."

Hugo sprach noch kein Wort, es war dieses Schweigen ordentlich unheimlich für Hermann.

„Leg Dich ins Bett, Hugo", bat Hermann. „Du bist zu aufgeregt! Ich werde inzwischen an die Eltern und Fritz schreiben, damit sie die Sache durch mich erfahren. Dein Onkel wird ja schon heute an Deine Eltern geschrieben haben."

Die Erinnerung an seine Eltern, das Elternhaus schien Hugo mächtig aufzuregen, er schluchzte so laut, daß die Beiden nicht das Klopfen Mariens gehört hatten, welche jetzt eintrat und fragte: „Wollen die Herren denn heute gar nicht zu Mittag essen, es ist ja bereits 6 Uhr?"

„Ja, ja, wir kommen," antwortete der Doktor.

„Komm Hugo, wir müssen essen! Es hilft nun einmal nichts, es ist geschehen; laß uns Männer sein! Geht es nicht hier, so blüht uns anderswo das Glück."

Hugo erwiederte nichts, er folgte schweigend seinem Freund. Die Herren aßen wenig. Marie, die sonst dieses oder jenes mitteilte, wenn sie das Essen hereinbrachte, sprach nichts, sie sah selbst ganz bekümmert aus. Diese gute Seele, welche Hermann aus Behrenbaum hatte kommen lassen, mußte wohl ahnen daß etwas Schweres vorgefallen sei. „Den Herren schmeckt es heute gar nicht, es hat leider das Essen schon zu lange gestanden!"

„Nicht Ihre Schuld, Marie, wir haben lange warten lassen, das Essen war gut wie immer," antwortete der Doktor.

Marie sagte nichts, sie fühlte, daß die Herren etwas drücke, was sie ihr nicht mitteilen konnten.

„Darf ich eine Tasse Kaffee kochen?"

„Ich danke," antwortete Hugo.

„Doch, Marie, kochen Sie, bitte, für uns Beide Kaffee! Herrn Rehmann wird eine Tasse Kaffee gut bekommen."

Das Stillschweigen unterbrach wieder Hermann. „Wie hatten wir uns auf Weihnachten gefreut, Hugo! Zuerst wollten wir hier Weihnachten feiern, wir Beide für uns und am 24. Dezember noch in die Heimat reisen. Dieses Jahr werden es traurige Weihnachten sein. Du bleibst natürlich hier, Hugo. Es wird sich schon eine Stelle für Dich finden. Haben wir damals gelobt Leid und Freud mit einander teilen zu wollen, jetzt ist die Zeit da, jetzt müssen wir Beide zeigen, daß wir Kraft und Mut haben, der Welt zu trotzen! Unsere Sache ist ja eine reine. Die Liebe ist stärker denn der Tod. Wir sind beide noch kräftig, jung und gesund, komm, mein Junge, reiche mir Deine Hand, diese Stunde soll uns stärken, uns noch fester verbinden!"

„Wie, Hugo, Du willst nicht, was ist Dir?"

Keine Antwort erfolgte.

Des Doktors Stimme zitterte. „Ja, es ist wahr, Hugo, durch mich bist Du aufgeklärt, ich habe Dich an mich gezogen, aber bedenke doch, über kurz oder lang wäre Dir Deine Natur doch geoffenbaret worden: Du selbst hattest ja stets das Gefühl der Vereinsamung und sehntest Dich nach einem solchen Freund. Hugo, zürnst Du mir?"

Es war ganz still, etwa eine Minute lang, dann stand Hugo plötzlich auf, neigte sich auf seinen Freund und umschlang ihn mit beiden Armen. „Ich Dir zürnen, Hermann? wie kannst Du so etwas aussprechen! waren es nicht die schönsten, die glücklichsten Stunden meines Lebens? Ach der Traum war zu schön, nun ist Alles, Alles aus! Nie werde ich wieder glücklich werden."

„Bist Du es denn nicht mehr, Hugo? Sollte denn nicht

gerade diese Stunde uns fester, inniger verbinden, soll ich Dich denn jetzt verlieren?“

„Hermann, denke an unsere Eltern! Nie wird man es zugeben, daß wir ferner bei einander wohnen; ich werde fortgehen müssen. Du kennst ja meinen Vater, der Onkel wird Alles aufbieten, mich aus Hamburg zu entfernen.“

„Wie, Hugo, bist Du heute so schwach? Sind wir nicht Beide großjährig, kann man uns zwingen? Sind wir nicht Beide frei, frei in unserem Thun und frei in unserem Gewissen? Fühlst Du, daß Du etwas Schlechtes, Gemeines thuest, wenn Du mit mir und bei mir lebst, dann, Hugo, passen wir allerdings nicht mehr zusammen!“

Der Doktor war ganz erregt, ganz unsicher kamen die Worte aus seinem Munde, er fühlte, jetzt ist alles verloren.

„Immer wieder diese Geschichten, immer dieses Philosophieren,“ sagte Hugo.

„Wie, was, mein Junge? Was muß ich hören? Weißt Du denn nicht, daß das die Grundbedingung unseres Zusammenlebens war, diese Harmonie, dieses gemeinsame Einverständnis, daß unser Zusammenleben vor uns und unserem Gewissen, ein reines, heiliges, auch nicht im Geringsten sündhaftes sei? Weißt Du noch, daß an dem Verlobungsfest auf Behrenbaum ich gerade dieses Dir vorgehalten? Weißt Du noch, wie ich sagte, sonst wäre es besser, wir würden nie zusammenziehen? Und Du damals. — Und Du heute! Hugo!“

Weiter kam der Doktor nicht. Diese furchtbare Entdeckung, dieses Tändeln mit seinen heiligsten Gefühlen von Seiten Hugos erschien ihm tausendmal schlimmer als die ganze Offenbarung vor der Welt, als All das, was es jetzt geben würde zwischen den Eltern, zwischen den Verwandten und ihm. Jetzt fühlte er, daß er sein Liebstes, seinen Freund verloren.

Keines Wortes war der Doktor mächtig, keine Thräne zeigte sich in seinem Auge; er saß stumm da, aber mit einem Blick, der genug sagt, der da sagt: „Keine Hoffnung!“

Hugo faßte seine Hand: „Hermann, habe ich Dir wehe gethan, habe ich Unrecht gethan, dann verzeihe mir!“

„Auch das noch,“ dachte der Doktor, „fühlt denn Hugo nicht, wie er mir den Dolch ins Herz gestoßen?“ Er nahm Hugos Hand: „Sei ruhig Hugo, ich habe mich getäuscht, Du hast ja keine Schuld!“

Diese Sprache hatte Hugo noch nie gehört. So leichtsinnig hatte er vorhin diese wenigen Worte geredet, es war ihm ja nicht so ganz Ernst gewesen; es war auch alles so plötzlich und furchtbar auf ihn eingestürmt; die Stellung, die Hoffnung einst Nachfolger in dem großen Exportgeschäft zu werden, hatte er verloren, der Konflikt mit dem Elternhause, den Verwandten, Alles das hatte sein jugendliches Gemüt erschüttert; er dachte wohl nur zuerst an sich, aber seinen Hermann hatte er nicht beleidigen, ihm nicht wehethun wollen.

Hugo suchte einzulenken. „Vielleicht können wir doch später wieder zusammenwohnen, Hermann! Ich wollte Dir nicht wehe thun.“

„Du bist mir ja immer der liebste, der beste Freund. Nie werde ich Dich vergessen, aber bedenke doch auch unsere Eltern, die Mutter!“ Wieder unterbrach Schluchzen seine Stimme; der Gedanke an das Verhältnis mit Hermann und dessen Folgen jetzt, und auf der anderen Seite der Gedanke an seine Mutter schien ihn vollends aus der Fassung zu bringen.

„Laß es gut sein, Hugo, es ist vielleicht auch besser so! Ich werde noch heute Abend nach Behrenbaum schreiben, Du vielleicht an Deine Eltern, die nächsten Tage werden so wie so über unsere Zukunft entscheiden.“

Es war beiden Freunden das Briefschreiben recht schwer geworden. Hermann hatte drei Briefe geschrieben, den einen an die Eltern, einen an seinen Bruder und an Hugos Eltern, er wollte alle Schuld auf sich nehmen und suchte Hugo ganz frei zu sprechen.

Plötzlich ertönte die Nachtklingel. „Wie, heute noch,“ sagte der Doktor. „Lieber wäre ich heute zu Hause geblieben,

ich hatte so manches mit Dir zu besprechen," doch da klingelte es schon zum zweiten Mal. Der Doktor öffnete das Fenster: „Bitte, Herr Doktor, kommen Sie, mein einziges Kind ist gegen Abend schwer erkrankt, wir wohnen Nr. 12 auf derselben Straße, vier Stiegen!"

Zuerst wollte er die Frau abweisen. Doch nein, es wäre das erste Mal in seiner Praxis gewesen, daß er seine Hülfe verweigert. „Ich werde sogleich kommen, lassen Sie die Thür offen!" — „Schön, Herr Doktor, aber, bitte, bald!" — „Ja, ja ich komme."

„Leb wohl, Hugo, ich komme bald zurück!"

„Hermann, sei mir nicht böse! Nein, Du bist nicht böse wie? Wir bleiben doch die Alten, Hermann, wir bleiben zusammen." Hugo faßte beide Hände des Doktor; die beiden Freunde küßten sich, dann eilte der Doktor fort.

Er packte seine Sachen für den Besuch zusammen, plötzlich sah er seinen Revolver liegen. Ohne etwas dabei zu denken, steckte er diesen in seine Hosentasche! „Ich will noch etwas spazieren gehen," sagte er vor sich hin.

Noch einmal drängte es ihn, Hugo Lebewohl zu sagen.

Ganz eigentümlich war es Hugo zu Mute; der Doktor war so sehr ernst beim Abschied. Könnte ihm wohl etwas begegnen, soll ich ihm folgen? Doch, er ist ja ganz in der Nähe, er wird bald zurückkehren, wie er versprochen!

Hermann hatte seinen Besuch gemacht. Das Kind fieberte stark. Es war einer jener Scharlachfälle, die fast immer tödlich verlaufen. „Seit gestern," hatte die Witwe gesagt, „ist es krank, seit heute Abend fiebert es. Herr Doktor, ist es gefährlich? Es ist mein letztes, mein Alles; drei habe ich bereits unter der Erde."

Hermann versuchte die Frau zu trösten, er hatte ein Bad angeordnet, selbst eine Einpackung gemacht, Medizin verschrieben, der Frau alle nötigen Anweisungen gegeben. „Morgen früh sehe ich nach, sollte es schlimmer werden, so rufen Sie mich!"

Jetzt stand er unten; er wußte, hier ist keine Rettung

mehr, schon zeigte sich starker Belag im Halse, das Gehirn war ergriffen, die Augen reagierten kaum.

„Armes Weib, Dein Einziges wird Dir wahrscheinlich trotz aller Hülfe, trotz aller Kunst genommen! Was ist all unsere Kunst, all unser Wissen? Überall Grenzen, überall Stückwerk, was ist überhaupt das Leben?"

Hätte das arme Weib früher geschickt, „ja, Herr Doktor, der Verdienst ist schlecht," hatte sie geantwortet, „ich stehe allein, ich dachte, es wäre noch nicht so schlimm!"

„Aber, Sie hätten schicken müssen, so gefährlich ist es doch nicht mit dem Bezahlen, wenn Sie arm sind!"

„Ja, Herr Doktor, wenn ich das gewußt hätte, aber zu den Armen gehen die Herren nicht gern in der Nacht."

„Doch liebe Frau, der Arzt kennt keine Ausnahmen."

„Vielleicht Sie nicht, Herr Doktor, aber die Andern. Wird mein Kind, meine Grethel sterben?"

„Wir wollen das Beste hoffen, thun Sie alles, was in Ihrer Macht steht, an Pflege und Aufmerksamkeit!"

So hatte er das arme Weib getröstet, er, dem selbst vorhin Alles genommen war.

Hermann war noch immer im Zweifel, sollte er nach Hause gehen, oder noch ein wenig spazieren? Der Kopf war ihm so voll, das Herz so leer und öde; ich glaube, ich fiebere selbst etwas, der Puls geht heute so schnell. Ich will ein wenig gehen, bevor ich zum Hugo zurückkehre, vielleicht wird mir die frische Luft gut thun, es ist ja nicht weit bis zu den Anlagen.

Ja, was hat nun das arme Weib, wenn ihm ihr Kind, ihr einziges genommen wird? Nichts, gar nichts, als die unsichere Hoffnung des Wiedersehens. Da hat die Frau gearbeitet und geschafft, drei Kinder hat sie schon verloren, der Mann ist verunglückt; kein Geld, keine Aussicht auf ein ruhiges, stilles Alter; ihre einzige Hoffnung war die kleine Grethel, für die hat sie gearbeitet und gewirkt, an die hat sie gedacht, wenn sie des Morgens an die Arbeit ging, auf die sie sich gefreut, wenn sie am Abend zurückkehrte. Die einzige Freude dieser Frau

war die, daß sie am Sonntag ganz sich dem Kind widmen konnte. Mit dem Tode des Kindes ist für die arme Mutter Alles verloren, das ganze Leben öde und leer. „Armes Weib!“ sagte Hermann. „Ja, wozu sind wir geboren, weshalb leben wir? Was hat nun dieses Weib? Nicht einmal jetzt so viel, um dem Kinde das angedeihen lassen zu können, wessen es bedarf. Schopenhauer hat Recht, schlechter hätte die Welt nicht geschaffen werden können, als sie geschaffen ist.

Hat das Christentum bessere Zustände geschaffen? Bis jetzt blutwenig, Armut ist noch immer eine Schande. Klassen- und Standesunterschiede, Haß und Neid, Armut und Not, Habsucht und Geldgier, Verleumdung und Gemeinheit der Gesinnung und der That, sie herrschen heute noch wie vor zweitausend Jahren. Krieg Aller gegen Alle ist die Losung!

Und was habe ich, habe ich mehr als dieses arme Weib? Habe ich nicht noch weniger? Dieses arme Weib hatte doch ihren Mann, ihre Kinder, es durfte lieben und hassen, wie es die Natur gezeugt — aber ich, zu essen und zu trinken habe ich, hat nicht das Vieh das auch? Aber das, was mir im Innersten des Herzens ruht, das Gefühl der Liebe, das Sehnen nach Gemeinschaft, das Ruhen an eines Freundes Brust nach vollbrachter Arbeit — All das ist mir ja verboten, ein Verfluchter des menschlichen Geschlechts, ein Ausgestoßener und Verworfener! Habe ich nicht Alles verloren, Alles, Alles?

Ha, das arme Weib hat noch mehr als ich, es kann wieder heiraten, sein Glück finden, aber wir? — Seine Hand faßte den Revolver. Wie, soll ich es wagen? Man wird sagen, ich bin feige. Was wird Hugo denken? Er schauderte zusammen. Mein Hugo! ach, er ist zu schwach, er wird von mir gehen, wird mich verlassen! Aber die Eltern? Auch sie werden mich verdammen.

Anna, Du bist die einzige, die mir treu bleibt, Du, die Freundin meiner Jugend, Du wirst es verzeihen.“

Er spielte noch immer mit dem Revolver. Da, was ist's — los — ein Knall! — es war geschehen, Hermann Behrens war nicht mehr.

Zwei Schutzleute waren auf den Knall herbeigeeilt, man fand ihn mit durchbohrten Schläfen.

„Das ist ja der Doktor Behrens aus meinem Revier,“ sagte der eine Schutzmann; „was mag denn den dazu getrieben haben? Ich habe den Herrn sehr gut gekannt, er hat meine Kleine vor sechs Wochen behandelt, das thut mir wirklich leid.“

„Bleiben Sie hier“, sagte der andere, „ich werde auf der Wache Anzeige machen!“ Nach einer Viertelstunde kamen der Kommissar, ein Arzt und noch zwei Schutzleute, die die Leiche besichtigten.

„Es ist Alles vergebens“, sagte der Arzt, „der Tod ist sofort eingetreten.“

„Ich denke, wir dürfen den Doktor in seine Wohnung bringen, er wohnt ja in der Nähe,“ meinte der Kommissar, der den Bericht aufgenommen hatte, welcher vom Arzt unterschrieben wurde.

Inzwischen hatte Hugo vergebens auf Hermann's Rückkehr gewartet. Eine furchtbare Unruhe trieb ihn von einem Zimmer ins andere. Da, was ist das? Es läutet so heftig, Stimmen werden laut, er sieht aus dem Fenster, man trägt einen Mann, gewiß will man den Kranken zum Doktor tragen, damit der ihn verbindet.

„Doktor Behrens ist noch nicht zurückgekehrt, er ist zu einem Kinde in der Nähe gerufen.“

„Oeffnen Sie nur,“ schallte es herauf, „es schadet nichts, öffnen Sie nur, wir können warten!“

Hugo eilte herunter. „Aber was ist das?“ Mit einem lauten Schrei war er zusammengestürzt, man trug ihn leblos nach oben.

Der Arzt, welcher die Leiche untersucht hatte, bemühte sich lange Zeit vergebens um den scheinbar Leblosen; endlich schlug Hugo die Augen auf, der fremde Arzt saß neben ihm, im Zimmer nebenan hörte er Stimmen und Weinen, es waren

Marie und einige Leute aus dem zweiten Stock, die durch das Geschrei und Geräusch geweckt worden waren.

„Wo bin ich, was ist mir? Hermann, wo bist Du?" stammelte Hugo.

„Sie sind in Ihrer Wohnung, Herr Rehmann, Doktor Behrens wird gleich kommen, beruhigen Sie Sich!"

Hugo schien sich plötzlich all dessen zu erinnern, was er gesehen und erlebt, er schrie laut auf: „Hermann, mein Hermann ist tot, mein einziger, bester Freund ist nicht mehr und ich bin sein Mörder! Wehe mir, ich Dein Mörder, Hermann!" Er fiel in die Kissen zurück und schrie, so daß Marie hereinkam.

„Um Gottes Willen, Herr Doktor, wie geht's Herrn Rehmann?" — „Es scheint nicht gut, es scheint der Anblick des toten Freundes auf sein Gehirn gewirkt zu haben." Der fremde Arzt wußte ja nicht, was vorausgegangen war; die Unterredung zwischen dem Toten und Hugo kannte nur der, welcher jetzt mit offenen, stieren Augen in das Zimmer sah.

„Ich Dein Mörder, Hermann, ich Dein Mörder," lallte er alle fünf Minuten.

Vergebens suchte der Arzt Hugo zu beruhigen; er hatte kalte Kompressen auf seinen Kopf gelegt, hatte ihm Zuckerwasser zu trinken gegeben, Alles umsonst. Nur sagte ihm der Puls, daß keine Gefahr vorhanden sei.

„Haben die Herren keine Verwandten hier, Fräulein?" — „Jawohl, Herr Doktor, ein Onkel vom Herrn Rehmann wohnt in der Nähe des Alsterbassins."

„Dann werde ich einige Zeilen schreiben," antwortete der Arzt, „und Sie sind so gut und tragen diese sofort morgen in aller Frühe hinüber! Ich werde noch einige Zeit hier bleiben."

„Ich bitte Sie darum, Herr Doktor", sagte Marie, „allein kann ich nicht hier sein; nebenan der Tote, hier der kranke Herr, ich vergehe vor Angst und Schmerz."

„Nehmen Sie Sich in Acht, Fräulein, Sie sehen sehr angegriffen aus, daß Sie nicht auch noch krank werden!"

Bei Tagesanbruch hatte der Arzt, welcher in liebenswürdigster Weise an Hugos Bett gewacht hatte, das Haus verlassen.

Sofort war Hugo aufgestanden und hatte sich an Hermanns Leiche gesetzt; seine Hand ruhte in der Hand des Toten; keine Thräne rollte mehr über die Wangen; stier und still, aber mit einem Blick der Verzweiflung saß er da, dann und wann das kalte auf ewig stumme Antlitz des Toten streichelnd.

Gegen neun Uhr kam Onkel Leo, den die Botschaft vom Tode Hermanns sehr erschreckt hatte, in's Zimmer. Hugo hatte den Eintritt nicht bemerkt, da er durch eine Portièrenthür gekommen war.

„Hugo“, sagte der Onkel, „Hugo was ist geschehen?“

Keine Antwort, stier und stumm saß Hugo noch immer da, die Hand Hermanns in der seinen haltend.

Marie war dem Herrn gefolgt. „So sitzt“, sagte sie, „Herr Rehmann seit heute Morgen 1/2 6 Uhr da; keine Bitte, kein Mahnen bringt ihn von dem Toten fort“.

„Hugo“, sagte Onkel Leo jetzt ganz weich, der Tod des Doktors und der Anblick des Neffen hatte ihn furchtbar ergriffen, „Hugo!“

Plötzlich sah Hugo ihn an, aber noch immer so stier wie vorhin, dann rief er: „auch Du bist sein Mörder!“

Die Beiden glaubten, er sei wahnsinnig geworden, wie auch der Arzt, der bei Hugo gewacht hatte.

Der Onkel näherte sich Hugo. „Verzeih mir, Hugo!“ Hugo stieß ihn zurück.

„Hugo, ich habe an Deine Mama, an die Eltern geschrieben.“ Dieses Wort schien Hugo in die Wirklichkeit zurückzubringen. Ein Weinkrampf befiel ihn allmählich milder werdend, welche Gelegenheit der Onkel benützte Hugo aus dem Sterbezimmer zu führen.

„Du gehst mit mir, Hugo. Ich werde hierher meine Wirtschafterin schicken, Marie, damit Sie nicht allein sind.

Sogleich werde ich nach Behrenbaum telegraphieren, man wird die Leiche in der Familiengruft beisetzen wollen.“

Der Onkel nahm Hugo's Arm und führte ihn die Treppe hinab; der Wagen stand vor der Thür. In wenigen Minuten befanden sie sich in dem Hause des reichen Kaufherrn, aus dem Hugo gestern Abend mit Schimpf und Schande gestoßen war.

Wie bald hatte sich das Bild geändert!

Jetzt bemühte sich der Onkel auf alle Weise, durch Bitten und Zureden Hugo aus seiner Lethargie zu reißen. Vergebens. Erst gegen Abend, als es hieß, daß Fritz Behrens in der Nacht kommen werde, um Hermann's Leiche nach Behrenbaum zu holen, wurde Hugo empfänglicher und erzählte dem Onkel die näheren Umstände.

Das Telegramm hatte in Behrenbaum die größte Bestürzung und Trauer hervorgerufen. Die Briefe kamen erst vier Stunden später, als Fritz schon unterwegs war. Auch im Pfarrhause, das man sofort von Behrenbaum aus telegraphisch benachrichtigte, hatte die Nachricht gewirkt, als ob ein Blitz in's Haus geschlagen. Und nun kamen noch die Briefe vom Onkel, von Hermann und Hugo, man wußte nicht, was man sagen sollte. Unbeschreibliche Trauer herrschte in beiden Häusern. Frau Pastor war sofort in einem Wagen nach Behrenbaum gefahren, hatte aber die Briefe noch nicht gelesen, da diese erst nachher ankamen.

In Behrenbaum stand Alles auf dem Kopf; man wagte nicht die Briefe, welche Hermann geschrieben und worin er kurz die ganze Sachlage auseinander setzte, der Frau Pastor zu geben. Es waren wirklich Stunden für die Familie Behrens, die entsetzlich waren; auf der einen Seite dieser furchtbare Verlust des geliebten Sohnes und dann wieder diese Nachrichten, die sie noch mehr erschütterten.

Es war ordentlich eine Erlösung, als Frau Pastor gegen Abend wieder zurückfuhr. Aber, welch ein Empfang!

Sie hatte gehofft, ihren Mann, wenn auch traurig, so doch gefaßt, sie tröstend und fragend nach den Lieben in

Behrenbaum im Hause zu finden. Vergebens hatte sie schon zweimal geläutet, als endlich Johann die Thür öffnete.

„Was ist geschehen, Johann? Wo ist mein Mann; es ist ihm doch nichts passiert?"

„Der Herr Pastor hat sich eingeschlossen, er ist für Niemand zu sprechen."

Frau Pastor stieg eine bange Ahnung auf, sollte ihr Hugo auch tot sein? So schnell, wie Johann es seit langer Zeit nicht mehr bei der Frau Pastor gesehen, eilte sie durch den Hausflur, durch das Wohnzimmer und klopfte nun an die verschlossene Thür des Schlafzimmers.

„Um Himmels Willen, Rudolf, öffne!"

Der Pastor öffnete die Thür, aber entsetzt wich die Frau Pastor zurück. Ihr Mann schien um Jahre gealtert zu sein in dem einen Nachmittag, das Haar hing ihm wirr um die Stirn, der Blick der Augen war ein so verzweiflungsvoller, daß Frau Pastor hastig fragte: „Rudolf, was ist's, hast Du von Hamburg Nachrichten, ist Hugo . . ."

„Tot, willst Du fragen, ja wenn er tot wäre, das wäre zu ertragen, er ist aber mehr als tot! Lies diesen Brief, ich habe keinen Sohn mehr!

„Rudolf, Rudolf, was sagst Du!" klagte Frau Pastor.

„Ich habe keinen Sohn mehr, seit heute ist Hugo tot für mich. Mein Gott, warum mußte ich das erleben?"

Zitternd hatte Frau Pastor die Briefe erfaßt und zitternd las sie dieselben, sie durchflog die Zeilen. Beide Briefe hatte sie gelesen. Der Pastor sah sie an, er erwartete, daß seine Frau gleich ihm dasselbe Urteil fällen werde.

„Nun, was sagst Du, Anna? Sind nicht Behrens zu beneiden, daß sie wenigstens einen Toten haben, der ihnen keine Schande mehr bereitet? Ich sehe schon, wie man mit Fingern auf Hugo zeigen wird. Für mich ist er tot.

„Rudolf," sagte seine Frau, „versündige Dich nicht! Ist das die Liebe, die Du immer gepredigt? Ist das das Gesetz des

Heilandes, der der Ehebrecherin verziehen und gesagt, wer ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein auf sie!“ sie bat so flehentlich.

„Ja, ich sehe, wohin Du hinaus willst; Du kannst immer nur Vergeben, hast immer nur Worte der Liebe für Hugo, auch hier, wo Dein Sohn zum Verbrecher geworden ist. Ich kenne ihn nicht mehr.“

„Hör auf Rudolf, ich bitte Dich, Du bringst mich zur Verzweiflung! Spricht aus diesem Briefe die Sprache eines Verbrechers, kann einer so schreiben und um Verzeihung bitten, der so tief gesunken ist, daß Du ihn einen Verbrecher schiltst? Willst Du denn nicht auf Besserung hoffen, willst Du denn nicht vergeben? Rudolf, Dein verlorener Sohn kehrt zu Dir zurück und bittet Dich: „Nimm mich auf!“

„Nie,“ antwortete der Pastor, „hier ist keine Rettung, keine Rückkehr mehr möglich! Ich hatte einen Bruder, der in jungen Jahren ebenfalls so tief gesunken war. Mein Vater hat ihn verstoßen, er ist untergegangen; ich verstoße meinen Sohn auch, ich habe nur eine Tochter mehr. „Die Sünden der Väter werden heimgesucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied!“

„Was sagst Du da, Rudolf? Ist das nicht dasselbe schreckliche Wort, das Du beim Tode Oswalds gesprochen? Damals gabst Du meiner Familie die Schuld, als ob deren Sünden an Oswald heimgesucht würden, und jetzt ist es Deine Familie, die diese Sünden vererbt haben soll auf Deinen, auf unseren Sohn.“

„Rudolf, Du bist zu hart, ich kenne Dich heute nicht wieder. Ich sage mich nicht los von Hugo; er ist mein Sohn, er soll seine Mutter behalten, wenn sein Vater ihn auch aufgiebt.“

„Was, Anna, Du willst mir trotzen? Weißt Du nicht, daß ich Dein Gatte, Dein Mann bin? Soll ich auch meine Frau verlieren, die mir bis jetzt gefolgt ist in allen Stürmen, in Freud und in Leid?“

Bleich, an allen Gliedern zitternd, kaum ihrer Stimme

mächtig stand Frau Pastor vor ihm. „Wie damals, so bleibe ich auch heute bei meiner Ansicht. Hugo ist mein Sohn und wird es bleiben. Ich werde für ihn beten, wenn ich ihn nicht mehr sehe, daß Gott Dein Herz ändert und Hugo ein anderer, ein besserer Mensch wird!"

Am anderen Morgen kam wieder ein Brief von Hugo an. Er gestand Alles ein, was sein Verhältnis zu Hermann betraf, er schilderte in den dunkelsten Farben seine unendliche Trauer über den Verlust des über Alles geliebten Freundes; klagt sich an, daß er mit schuldig sei an dessen Tod durch sein Verhalten Hermann gegenüber; widerrief, was Hermann in seinen Briefen an die Eltern geschrieben, als ob Hermann allein die Schuld trage an dem Verhältnis zwischen den beiden jungen Leuten. Nein, er habe nicht anders gekonnt, die Natur habe ihn so gezeugt! Mit dem Tode Hermanns sei ihm das Liebste genommen, nur der Liebe zu den Eltern setze er diese Liebe gleich! Er fragte an, ob er zu Hermanns Begräbnis kommen dürfe?

Der Pastor legte seiner Frau den Brief vor. „Nun, was sagst Du jetzt?"

Frau Anna konnte kein Wort reden, die lange zurückgehaltenen Thränen stürzten aus ihren Augen.

„Jetzt fühlst auch Du, daß Du keinen Sohn mehr hast", klang es bitter von des Pastors Lippen.

Frau Pastor sah ihren Mann an, dann sagte sie: „Rudolf, ich weiß nicht, was ich sagen soll? Ich kann kaum noch denken, ich stehe hier zwischen Dir und meinem Sohn; es ist mir All' das fremd, was ich gestern und heute gehört habe; ich weiß, daß die Kirche und die Gesellschaft es verdammt! Aber kann einer so schreiben, wenn es Sünde, ein Verbrechen wäre? Willst Du nicht versuchen ihn zurückzurufen? Vielleicht ist es nur eine Krankheit."

Der Pastor antwortete zuerst nichts; dann sagte er, „ich gehe zur Post, um ein Telegramm abzusenden, Hugo darf nicht kommen."

Das Begräbnis in Behrenbaum hatte stattgefunden; Hermann Behrens schlief den ewigen Schlaf unter den Eichen seiner Heimat. Man hatte in dem Dorf keine Ahnung von dem Selbstmord des Doktors. Es hieß, ein Schlaganfall habe plötzlich seinem Leben ein Ende gemacht. Nur Anna Martens, die oft nach Behrenbaum hinübereilte, um Frau Behrens zu trösten, sie kannte die Ursache des schnellen Todes.

Hugo hatte ihr sofort geschrieben und ihr erzählt, wie Alles gekommen. Aber sie durfte ja nichts verraten, mußte sich so stellen, als ob auch sie an einen Schlaganfall glaube. Auch sie wurde bemitleidet von allen Seiten, galt sie doch noch immer als die Verlobte Hermanns.

Was Wunder, wenn sie an dem Begräbnistage vor Schmerz zu vergehen schien! War es doch die Braut, wie die Welt glaubte, die um den verlorenen Bräutigam trauerte!

„Mir ist er mehr gewesen als ein Bräutigam", sagte Anna zu Frau Behrens, „mir war er der einzige, der geliebte Jugendfreund, um den ich trauere, so alt ich immer sein werde!"

„Armes Mädchen", dachte Frau Behrens, „ach, wenn sie es wüßte, vielleicht würde auch sie ihn verdammen!"

Keiner hing mehr an dem Toten als Anna Martens. Kein Geburtstag, kein Sterbetag des Toten verging, Anna Martens trug einen Kranz auf das Grab ihres Freundes. Sie kam oft auf den Friedhof, da er ja um die Dorfkirche herumlag; aber stets, wenn sie das Grab der Mutter besuchte, rief sie auch ihrem Jugendfreund zu: „Auf Wiedersehn!"

Anna Martens hat bis jetzt noch nicht geheiratet. Die Leute sagen, sie trauert um ihren verstorbenen Bräutigam, aber einer wußte es, weshalb sie trauerte und dieser eine war Hugo, auf den die ganze Liebe und Verehrung zu Hermann übergegangen, der ihr intimster Freund geworden war, mit dem sie in fleißiger Korrespondenz stand.

Hugo war noch sechs Wochen in Hamburg geblieben, der Onkel war ein ganz anderer geworden, er war sogar zu Hermanns Begräbnis gefahren, an dem der Pastor trotz der Bitte seiner Frau und der schriftlichen Bitte von Seiten seiner Tochter, Fritz Behrens Frau, nicht teilgenommen hatte. Onkel Leo hatte seinen Schwager für Hugo um Verzeihung gebeten, hatte ihm die Sachlage so dargestellt, wie er es von einem berühmten Irrenarzt in Erfahrung gebracht hatte, zu dem er noch an Hermanns Todestag gegangen war. Es half nichts, der Pastor blieb unversöhnlich.

Wie schwer wurde es dem Onkel das Hugo schonend zu erzählen, was der Vater dachte und wie er sich zu Hugo verhielt!

„Und meine Mutter“, fragte Hugo, „hat auch sie mich verstoßen?“

„Nein, lieber Hugo, sie will treu zu Dir halten, aber sie darf jetzt nur durch mich an Dich schreiben; vielleicht wird Dein Vater bald anderen Sinnes.“

„Ich werde über See gehen, Onkel, mich hält hier nichts mehr“, sagte Hugo.

„Was willst Du thun? Du bleibst ruhig hier. Hier können Dich Deine Mama und Martha besuchen. Du wohnst von jetzt an in meinem Hause, ich übertrage Dir Prokura und Du wirst Teilnehmer an meinem Geschäft. Ich habe gesehen, daß Du ein braver Mensch bist. Und die Leute, was die sagen? Nun, über diesen Fall wächst schnell Gras. Übrigens hat man gar nicht erfahren, weshalb Hermann sich getötet hat, und aus dem Prozeß ist ja nichts geworden; bleibe bei Deinem Onkel, Hugo!“

„Onkel Leo, ich danke Dir; ich weiß, wie gut Du es meinst, und habe Dir viel für Deine Liebe in dieser schweren Zeit zu danken, aber mich hält es hier nicht mehr; Alles erinnert mich an Hermann; ich muß fort.

„Und wohin willst Du, Hugo?“

„Wir haben ja in Santos in Brasilien Verbindungen, Onkel! Auf Deine Empfehlung würde ich dort leicht eine Stelle erhalten.“

Hugo befand sich seit einem Jahre in Santos an der Küste Brasiliens; er hatte dort zuerst in einem dem Onkel befreundeten Hause Stellung gefunden und seit einem halben Jahre ein eigenes Kaufhaus gegründet, das als Filiale des Hamburger Grundhauses galt. Hugo sollte noch etwa drei Jahre drüben bleiben, im nächsten Frühjahr aber sollte er zum Besuch herüberkommen, da der Onkel ihm später das ganze Geschäft übertragen wolle und deshalb mündliche Rücksprache erwünsche. Hugo sollte noch einige Jahre das neugegründete Haus leiten und dann Alles übernehmen. Der Onkel hatte ihm geschrieben, „der Papa ist schon milder gestimmt, sicher wirst Du ihn besuchen dürfen!“

Im Pfarrhause ging es lebhaft zu an dem Sommer Nachmittage des Jahres 1895. Die Frau Pastor hatte Besuch von ihrer Tochter und den Enkelkindern erhalten, die den Großpapa begrüßen sollten, wenn er heute Abend zurückkehrte.

Der Pastor hatte eine Badereise unternehmen müssen. Die Ärzte hatten ihn nach Karlsbad geschickt. Der Pastor schrieb, daß er sich sehr erholt habe und sich in Wien noch einige Tage aufhalten wolle, wo er einen Jugendfreund zu besuchen gedenke, der an der Wiener Universität als Arzt einen ganz hervorragenden Namen trage.

Die Familie hatte den Pastor von der Bahn abgeholt, die Enkelkinder hatte man mitnehmen müssen, auf besonderen Wunsch des Pastors, der darum schriftlich gebeten hatte. Schon von Wien aus hatte er einen so heiteren und liebenswürdigen Brief geschrieben, daß die Frau Pastor sich nicht genug darüber wundern konnte.

„Der Papa muß sich sehr erholt haben, solch einen liebenswürdigen Brief hat er geschrieben“, sagte Frau Anna zu ihrer Tochter.

„Ja, auch an uns nach Behrenbaum“, erwiderte Martha, hat er Nachricht von Wien gesandt, seit Hermanns Tode zum ersten Mal. Die Eltern, sowie Fritz waren ganz erstaunt; hoffentlich wird jetzt Alles wieder gut.“

Und in der That, so lebhaft, heiter und liebenswürdig war der Pfarrherr seit langer Zeit nicht gewesen. Er begrüßte die Seinen so herzlich, daß Frau Anna ihn öfters ansah und dachte, er habe vielleicht bei der Hitze ein Gläschen über den Durst getrunken.

„Nun, liebe Anna, Du wunderst Dich über mich, ich werde Dir daheim Alles erzählen!“

„Ich bin jetzt ruhig über unsern Hugo“, sagte er nachher zu seiner Frau, „ich habe mit meinem Freund Germann in Wien gesprochen, habe ihm Alles mitgeteilt und er hat mich über Alles aufgeklärt.

Hugo ist kein Verbrecher“, sagte er, „ich müsse ihn sofort zurückkommen lassen; das sei ein Ausfluß seiner, Hugo's Natur, dafür dürfe man ihn nicht verantwortlich machen.

„Ich sei ein Verbrecher“, drohte mir lächelnd Germann, „der ich so grausam und unmenschlich an dem Armen gehandelt hätte. Es gebe hervorragende, edle Menschen, die auf der Höhe des Menschentums ständen, die gerade so veranlagt seien, wie Hugo. Auch unter den Frauen käme das ebenso vor. Die Wissenschaft habe große Fortschritte darin gemacht, und jene, die man heute noch verdamme und verstoße, würden nach 50 bis 60 Jahren als Märtyrer angesehen werden, das sei seine feste Überzeugung. Ja, er meinte, daß gerade unter den Besten und Edelsten im Lande viele gefunden würden, denen solch eine Natur vom Mutterleibe gegeben sei, als ob, meinte Germann, die Natur in solchen Menschen das Edelste und Beste von Mann und Weib vereinigen wolle!

Es gebe aber auch ganz widerliche, ekliche Charaktere unter diesen Leuten, wie überall. Und hieran, meinte German, trage hauptsächlich die Verachtung der Menschen und unser Gesetz Schuld.“

„Also mein Sohn kein Verbrecher! Mein Junge, Rudolf, wieder auch Dein Sohn“, jubelte Frau Anna! „Nein ich habe nie daran geglaubt; konnte ein Verbrecher so schreiben? konnte

ein Taugenichts so handeln, wie Hugo gehandelt? So konnte nur ein braver, ein edler Mensch handeln."

Die Zwei saßen in der Lindenlaube, es war still geworden, sie mochten Beide wohl über dasselbe nachdenken, über ihren Hugo. Bei Beiden war die Sehnsucht nach Hugo eine doppelt starke heute Abend geworden, die Heiterkeit von vorhin war geschwunden. All das, was Hugo erlitten in den letzten Jahren, das Schwere der Verstoßung, die Auswanderung nach Brasilien, sein Heimweh und seine Kämpfe, all das trat den beiden lebendig vor die Seele und jeder beurteilte es so, wie er Hugo gegenüber gehandelt.

Der Pastor unterbrach das Schweigen. „Anna, nach Tisch will ich sofort an Hugo schreiben, Du und Martha, Ihr müßt auch schreiben, er soll noch in diesem Jahre kommen. Doch nein, wir wollen lieber telegraphieren. Den Brief erhält er nicht mehr, es ist schon bald Herbst, da würde es zu spät für Hugo, es würde dann das Klima hier zu kalt sein." — „Ja, ja, das thue", sagte Frau Pastor!

„Papa, Mama, ein Brief aus Brasilien! An Dich adressiert, Papa, gewiß von Hugo, rief Martha Behrens!"

Die Frau Pastor sah die Adresse, aber nicht von Hugos Hand! „Vielleicht hat er es nicht mehr aushalten können, er mußte an seinen Vater schreiben dachte sie, „da hat er durch einen Anderen die Adresse schreiben lassen."

„Doch was ist's, Papa wird so bleich, er zittert! Was steht in dem Brief, Rudolf?"

Der Pastor war auf einen Stuhl hingestürzt, der Brief war seinen Händen entfallen. „Zu spät, Anna, zu spät, Hugo ist nicht mehr!"

„Rudolf, das kann nicht sein! Nein, das ist nicht möglich, du hast Dich geirrt, man hat Dich täuschen wollen! Die Frau Pastor griff nach dem Brief; ja, da stand's, ihr Hugo war dem gelben Fieber erlegen. Er hätte solch eine Sehnsucht nach seinen Lieben gehabt, sein Chef sei ein so tüchtiger Geschäftsmann gewesen, daß alle ihn verehrten, so schrieb der Beauf-

tragte. Noch kurz vor seinem Tode habe Herr Rehmaun alles geordnet, Grüße an die Eltern, den Onkel, an Martha und Behrens bestellt; sein letztes Wort sei: „Mein Hermann, ich sehe Dich wieder“, gewesen.“

Keines Wortes mächtig saßen die drei da. Frau Pastor und Martha hielten sich umschlungen, es war eine unheimliche Stille der Aufregung gefolgt. Dann sprach der Pastor: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, sein Name sei gelobet! Der Herr wolle mir verzeihen, daß ich gefehlt gegen Hugo, aber ich habe es unwissend gethan, Anna!“

Jetzt umfaßte sie ihren Mann: „nimm ihn hin diesen Kuß, Rudolf, als einen Kuß von Deines Sohnes Lippen! In dem letzten Brief, den er durch Onkel Leo an mich schickte, waren das seine letzten Worte: „Dieser Kuß sei der Versöhnungskuß!“

„Mein guter Hugo, mein armer Junge, mehr konnte der Pastor nicht sagen!“ Hand in Hand gingen die drei ins Pfarrhaus zurück.

Am nächsten Sonntag war die Kirche im Hauptgottesdienst gedrängt voll.

Bald hatte sich die Kunde von dem Tode Hugos in der Gemeinde verbreitet. Es hieß, der Pastor wolle seinem eigenen Sohne die Gedächtnisrede halten.

Es fiel offenbar dem Pastor schwer heute die Treppe der Kanzel hinaufzusteigen, er war ein alter Mann geworden in den letzten zwei Jahren.

Man trauerte in der ganzen Gemeinde mit der Familie, es war daher nicht bloße Neugier, es war vielfach herzliche Teilnahme, welche die Leute heute in so großen Schaaren in die Kirche getrieben hatte.

Nach den üblichen Begrüßungsworten verkündete der Pastor den Text. 2. Mose 20, Vers 5: „Ich will die Sünden der Väter heimsuchen an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied, spricht der Herr!“

Viele sahen sich einander an, nachdem der Pastor diese Worte verlesen hatte, als wollten sie sagen, was wird nun kommen? Manche freuten sich im Stillen; hatte man doch allerlei gemunkelt über Hugo's Fortgehen; kannte man doch den Pastor als einen lieben, aber auch als einen gerechten und strengen Geistlichen, der nie jemandem geschmeichelt hatte!

Mancher erwartete jetzt eine offene Rede über seinen Sohn und dessen Sünden womöglich.

Es giebt ja so Viele, die sich stets freuen, wenn dem Nächsten etwas Böses geschieht, nicht daß sie es gerade in böser Absicht thun, nein, es liegt bei ihnen in der Erziehung, in der Gewohnheit, an dem Verkehr, an Allem, was sie umgiebt, es ist das lieblose Herz, das immer nur an das Ich denkt.

Der Pastor erwähnte gar nicht in der Predigt den Namen seines Sohnes. Wohl zitterte hier und da seine Stimme, wohl rollte ihm bisweilen eine Thräne über die gefurchten Wangen, wenn er darauf zu reden kam, daß mancher so leicht den anderen verurteile, ohne den Grund zu kennen, ohne in das Innere des Nächsten gesehen zu haben.

Was da der Herr durch Mose sagen ließ, das sei ein alttestamentliches Wort, ein Wort des Gottes des alten Bundes, des Gottes der Rache und des Zorns; der Gott des neuen Bundes sei die Liebe, der da verkünden läßt durch seinen Diener Paulus: „Die Liebe trägt Alles, sie hoffet Alles, glaubet Alles, duldet Alles, die Liebe höret nimmer auf!“

„Mancher“, so sagte der Pastor, „auch in unserer Gemeinde, geht zu Grunde, und wir verdammen ihn, wir, die wir vielleicht oft selbst geholfen haben ihn untergehen zu lassen durch unsere Lieblosigkeit und Hartherzigkeit und Selbstsucht! Mancher wird verdammt und doch sind wir die Mitlebenden oft die Schuldigen, weil wir uns nicht bemühen dem Grund des Leidens nachzuforschen; mancher wird gerichtet und wir sind eigentlich die Gerichteten, die wir richten wollen, weil wir nicht die Verhältnisse berücksichtigt, nicht die Natur dieses Armen erkannt haben.“

Der Herr sagt, „ich will nicht den Tod des Sünders“, aber die Menschen, die hartherzigen, selbstsüchtigen, lieblosen Menschen, die wollen den Tod des Sünders, die freuen sich oft, wenn einer zu Grunde geht und sie sich spiegeln können in ihrem selbstgerechten Dünkel der Rechtschaffenheit. Die Verhältnisse, Erziehung, die Natur des Einzelnen, sie werden nicht berücksichtigt, es ist ein liebloses Urteil, ein eigengerechtes Verdammen! Wie oft müßte es vielleicht da heißen: „du Heuchler, ziehe zuerst den Balken aus deinem Auge!“

Wir müssen zurückkehren mehr zu uns selbst, um uns zu erkennen; mehr zur Natur, um die Natur des Einzelnen zu erforschen; hat der Einzelne Schuld oder ist es eine Krankheit, ein Leiden, das die Natur ihm mitgegeben? Ist es ein Trieb, den die Natur in ihm gezeugt? Ist es ein Fehler der Verhältnisse, die ihn umgeben? Ist es die Macht der Erziehung, die so auf ihn gewirkt? Ist es vielleicht die Natur selbst, die in dem einen so, in dem andern wieder anders sich gestaltet?

Urteilen, richten wir uns und andere so, liebe Gemeinde, dann kann erfüllet werden, was geschrieben steht: „Siehe es ist Alles neu worden, es ist eine Hütte Gottes unter den Menschen aufgerichtet!“

Der Pastor wußte, was er gesagt hatte; er wußte, mit diesen Worten hat er seine Abdankung verkündet; das würden ihm die Strengen und Orthodoxen der Gemeinde nicht verzeihen.

Und richtig, bevor noch der letzte Vers gesungen, waren schon einige von den Kirchenältesten ihm in die Sakristei gefolgt.

„Herr Pastor, was Sie da gesagt, stimmt nicht überein mit den Lehren und Ordnungen der Kirche! Die reformierte Kirche kennt nur eine Bibel, nur einen Gott. Herr Pastor, Sie sind ein Neuerer, ein Moderner, das müssen wir dem Konsistorium melden!“

„Herr Pastor, auch Sie ein Moderner,“ sagte ein alter Bauer, der sonst stets zu ihm gehalten und dem die Thränen in den Augen standen, „das hätte ich nicht gedacht. Das Alte

stürzt, ich sehe es, ja es stürzt das gute Alte und Sie selbst helfen dazu, Herr Pastor?"

Der Alte that ihm leid, sie alle thaten ihm leid, daß er sie beleidigt, noch vor sechs Wochen hätte er selbst noch so gesprochen, hätte er selbst verdammt und verurteilt jeden, der so geredet, wie er heute geredet hatte. Wie konnte doch ein Mensch sich ändern und das in so wenigen Tagen! Der Pastor erschrak vor sich selbst und den Konsequenzen, aber er durfte nicht mehr zurück, er mußte wahr bleiben, was er stets gewesen, auch wenn er aus Unkenntnis falsch geurteilt oder zu hart, er hatte es gethan im Dienste seines Gottes.

„Meine lieben Brüder, sagte der Pastor, Ihr wißt, daß ich stets die Wahrheit gesagt habe, auch da, wo es mir oft schwer fiel. Ihr mögt mich heute nicht verstehen, ich bitte Euch um Verzeihung! Ich werde Euch nie ein Stein des Anstoßes sein wollen, ich lege mein Amt in 6 Wochen nieder, sogleich am Schlusse des Gottesdienstes werde ich es verkünden."

Erstaunt war die ganze Gemeinde über den Entschluß des so beliebten und verehrten Predigers, als der Pastor nach dem Segen meldete: „In sechs Wochen lege ich als Pastor der hiesigen Gemeinde das Amt nieder!"

Man wußte nicht, was man dazu sagen sollte. Die einen erzählten dies, die anderen jenes; nur eine in der Kirche, sie wußte es, sie kannte ihn wieder den alten Pastor, den Geliebten ihrer Jugend und nun ihres Alters, den einstigen Kandidaten im Hause des freien reformierten Predigers. Die schwarzverschleierte Frau Pastor, der beim Beginn des Gottesdienstes die Thränen unaufhörlich flossen, sie schlug ihren Schleier zurück, als sie ihren Pastor so reden hörte. Nicht mehr kamen die Thränen, das Gesicht verklärte sich, die Augen leuchteten; ihr Pastor war der, der er stets gewesen, ein ganzer Mann, ein Mann der Wahrheit und der Liebe, ein Mann des edelsten Charakters!

Ja, sie wußte es nun, er hat früher anders geurteilt,

weil es seine innerste Überzeugung war. Wie schwer muß es ihm geworden sein, wenn er ihr dann gegenüber trat mit blutendem Herzen! Und wie stand er heute da? Wieder ein Verkündiger der Liebe und der Wahrheit, der Wahrheit, wie er sie jetzt erkannte und wie er sie festhielt, wie er sie errungen mit dem Tode des einzigen Sohnes!

Fürwahr, das war eine herrliche Gedächtnisrede, ein Schwanengesang den Manen des geliebten Toten!

Druck von G. Reichardt, Groitzsch.